

Die Meerlins.

Eine Dorfgeschichte.

Der deutschen Jugend und dem Volke erzählt

von

Ottokar Schupp.



Wiesbaden.
Julius Riedner.

Die Meerlins.

Eine Dorfgeschichte.

Der deutschen Jugend und dem Volke erzählt

von

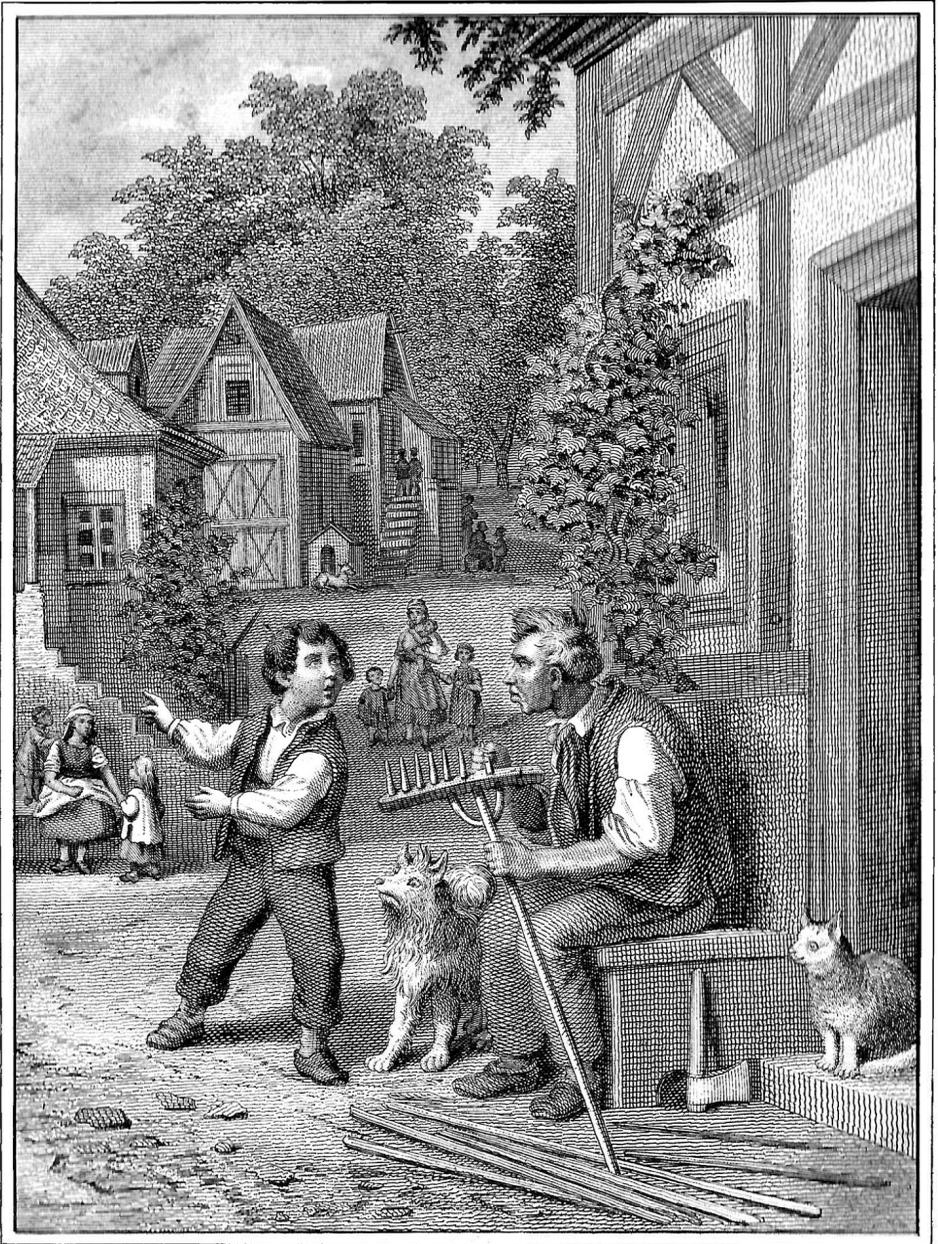
Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagsbuchhandlung.

1879.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

I.

Juchem Bogeler.

Die Nachmittagssonne eines hellen, heißen Sommer-
tages beleuchtete ein großes, rheinisches Bauerndorf, dessen
Wester bis an die steilen Felswände des Rheinthal's stießen.
Eine blendende, sengende Gluth lag auf der Landschaft, nur
wenig gemildert durch einen matten Luftzug, der von den
blauen Höhen des Hunsrück's über den Rhein herüberkam.

Die Nachmittagsstunden sind im Dorfe die stillsten und
einsamsten. Keine Wagen rasseln über das schlechte Straßen-
pflaster; keine brüllenden oder blöfenden Heerden drängen
aus den Höfen heraus durch die engen Gassen hindurch,
allen Verkehr für Minuten absperrend. Man hört kein
Sensendengeln, kein Holzsägen, kein Schmiedehämmern, kein
Peitschenknallen, kein Hundegebell, kein Kindergeschrei. Eine
fast feierliche Stille ist eingetreten.

Die Heerden sind auf der Weide, und die Menschen,
mit Ausnahme einiger gebrechlicher alten Männer und
Frauen, sind thätig im Feld. Selbst die Hausfrau ist,
nachdem sie den Mittagskaffee gekocht, für ein Paar Stun-
den hinausgegangen und hat auch die Kleinsten ihrer Kinder

mitgenommen, um sie am Feldrain mitten unter Gräser und Blumen niederzusetzen.

Der bettelnde Stromer, der durch das Dorf hinstreicht, findet die meisten Hausthüren geschlossen. Ja sogar im Wirthshause fühlt er sich enttäuscht. Denn auch dort ist Niemand zu Hause, der ihm für die zusammen gebettelten Pfennige Bier oder den unentbehrlichen Branntwein ein-schenkt.

Alles ist leer und einsam. Nur der blendende Sonnenschein herrscht unumschränkt auf den Straßen und dringt durch die glitzernden Fensterscheiben hinein in die Stube, Alles durchstößernd und beleuchtend. Auch in den Gehöften ist er Herr, und Nichts entgeht seinem prüfenden Blick. Durch die Ritzen des Scheunenthores und die geöffneten Stallthüren sendet er seine Strahlen, welche die verlassenste Ecke und die älteste Spinnwebe auffuchen.

Erst wann die Sonnenstrahlen müde werden und nur noch die Giebel der Strohdächer umsäumen oder den spitzen Kirchturm treffen, wird es lebendiger auf den Straßen. Aus den Schornsteinen steigt Rauch in die reine Abendluft von dem prasselnden Herdfeuer der eilig zurückgekehrten Hausfrau. Die heimgekommenen Heerden suchen brüllend und blöfend ihren Stall auf. Und auch den eifrigsten Arbeiter ruft die weithinklingende Abendseierglocke zur Ruhe und zur Heimkehr.

An dem Nachmittage, wo unsere Erzählung beginnt, ging es ein wenig lebhafter in dem Dorfe zu. Eine ganze

Anzahl Kinder lief Straße auf und Straße ab. Manche Hausthüre, die sonst sicherlich geschlossen gewesen wäre, war heute offen. Und als mit der Kirchenglocke ein Zeichen gegeben wurde, kam bald hier, bald da ein festlich gepudgter Mann oder Frau aus dem Hause heraus. Die Frauen trugen, wie ortsüblich, trotz des Hochsommers dunkle Tuchkleider, schwarze Strümpfe und schwarzen Kopfschmuck, die Männer dagegen langschößige, blaue Röcke und alterthümliche Filzhüte, wo möglich mit schwarzem Flor verziert.

Sie sammelten sich Alle vor einem stattlichen Bauernhause, aus dessen Hausthüre bald nach ihrer Ankunft ein Sarg geschoben wurde.

Es sollte eine Beerdigung stattfinden, und die Freunde und Verwandten der Todten waren geladen, um ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Als der Ortsgeistliche zuletzt auch erschien, ordnete sich der Zug und setzte sich in Bewegung.

Doch fehlte dem Gebrauche gemäß dem Leichenzuge Etwas. Das war das Trauergeläute der Glocken und die Begleitung und der Gesang der Schulkinder. Die Todte wurde ohne „Klang und Sang“ beerdigt. Sie war eine Selbstmörderin.

Einige Tage vorher hatte sie der Nachtwächter aus der „Meerlins“, einem sumpfbartigen, unheimlichen Teich unterhalb des Dorfes, in den sie kurz vorher hineingesprungen war, todt herausgezogen.

Es war eine fast neunzigjährige Frau, halb kindisch

und ziemlich unzurechnungsfähig. Der Geistliche hatte darum auch nicht den geringsten Anstand genommen, die Leiche zu begleiten.

Doch wer die alten Dorfgeschichten kannte, wußte, daß trotz aller Unzurechnungsfähigkeit dieser Selbstmord seine tiefe Bedeutung hatte, daß ein schrecklicher Zusammenhang war zwischen einem vor langen Jahren auch in der „Meerlins“ geschehenen Selbstmord und dem jetzigen, und daß die Gerichte Gottes und die Gewissensqualen hier eine Rolle spielten.

Wenn dieser Frau trotzdem ein ziemlich bedeutender Leichenzug folgte, so lag der Grund mehr in dem Umstand, daß sie der reichsten und angesehensten Familie des Dorfes angehörte, und in der Neugierde, was der Pfarrer wohl sagen würde, als in der Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Person. Denn sie war zu Lebzeiten fast nur gehaßt und gefürchtet worden.

Außer dem Leichenzuge hatten sich, sowohl auf dem Kirchhof, als auch draußen hinter Hecke und Mauer, eine ganze Menge Zuschauer und Zuhörer versammelt, die Alle darauf gespannt waren, ob sich nichts Merkwürdiges ereigne, worüber man schwätzen und klatschen könne.

Unter den Leuten vor der Kirchhofsmauer ragte die riesenhafte Gestalt eines alten Bauern hervor, der unbenutzt ebenso gut für die Umstehenden ein Gegenstand der Beobachtung war, als das Leichenbegängniß selbst.

Er war der Bruder der Todten und hätte, als Einer

der nächsten Verwandten, unter den ersten Leidtragenden direkt hinter dem Sarg gehen müssen. Allein er hatte sich weder festlich gekleidet, noch trug sein Gesicht den Ausdruck der Trauer. Vielmehr zeigten seine Mienen einen gewissen Triumph, als die Todte in seinen Gesichtskreis kam. Auch konnte er sich nicht enthalten, ein kurzes höhnisches Lachen auszustößen, da der Sarg niedergestellt wurde, um in die Erde eingesenkt zu werden, was Alle, die es hörten, mit Grausen erfüllte.

Doch der reiche Bauer Zuchem Bogeler hatte schon seit vierzig und mehr Jahren nichts mehr darnach gefragt, was die Leute über ihn fühlten, dachten und schwanken, und fragte auch jetzt nicht darnach. Er weinte, wann er wollte, und lachte, wann und wo er wollte, und ließ sich nicht von der Welt sagen: Jetzt ist es schicklich zu lachen und zu weinen. Indessen hatte sein finsternes, hartes Gesicht schon lange keine Thräne mehr gesehen, und wann er lachte, war es nur ein kurzes Hohngelächter.

Auch diesmal währte seine Heiterkeit nicht lange, sondern er hörte mit finsterem, fast zornigem Gesichte dem Pfarrer zu, der in seiner Leichenrede viel von Gottes Liebe und Barmherzigkeit redete, indem er das Wort unseres Heilandes heranzog: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“ Aber als der Pfarrer direkt sagte: „Vater, vergib auch ihr, sie wußte nicht, was sie that, als sie in die „Meerlins“ sprang“, da übermannte ihn der Zorn. Mit einem verächtlichen „Bah!“ wandte er sich so jählings

ab, um wegzugehen, daß Alle innerhalb und außerhalb des Kirchhofs ihm nachschauten und der Pfarrer wegen der Störung einen Augenblick im Sprechen einhalten mußte.

Er ging geraden Weges zur „Meerlins.“

Dieses mörderische Wasser würde ihm, dachte er, eine bessere Rede über die Todte halten, als der Pfarrer, dessen Aussprüche ihm zu unbestimmt, ja geradezu unrichtig vorkamen.

Das Wasser schien ihm gerechter als die Menschen. Es hatte mit einer geheimen, unwiderstehlichen Gewalt seine alte Schwester in denselben Tod hineingezogen, in den dieselbe vor langen Jahren ein lebensvolles, junges Wesen hineingestoßen hatte. Da war doch eine Art von Vergeltung, von Gericht.

Nach einem Gericht aber, nach einem strengen, mitleidlosen Gericht über die Todte verlangte es den Bauern.

Wenn der Pfarrer das furchtbare Gericht Gottes ausgemalt hätte und hätte die Todte wegen ihrer Unthaten zu ewigen Höllestrafen verstoßen, hätte der Mann mit Vergnügen zugehört. Doch das Wort „Gnade“ oder „Vergebung“ konnte sein von langjährigem Haß und Zorn erfülltes Herz nicht hören.

Da stand er nun vor dem verhängnißvollen Teich, um seine Seele auf's Neue zu verbittern mit neuem Groll gegen Gott und die Welt, die seinen Rachedurst nicht zufrieden stellen wollten.

Der leise Wind, der über den Rhein herüberkam,

rauschte durch die Blätter der alten Weidenstümpfe und der lang gestreckten Pappeln, die regellos die „Meerlins“ nach der Seite, wo Wiesen lagen, umschlossen, während längs des Fußpfades Mauer und Hecke den Wanderer vor der gefährlichen Untiefe sicherten.

Das Wasser des Teiches lag still. An den Ufern war es zu einem ekelhaften Schlamm ausgeetrocknet, worin sich Frösche und Molche behaglich tummelten, während die Mitte einem großen, mit grünem Schleier bedeckten, Unheil brütenden Sumpfe glich.

Juchem Bogeler sah die „Meerlins“ seit vielen Jahren wieder zum ersten Mal. Er hatte schon seit dem ersten Selbstmord, der in jenem unheimlichen Wasser geschehen war, absichtlich den Teich gemieden. Warum sollte er ihn auch nicht meiden? Er hatte Grund genug. Die Meerlins nannte er das Grab seines ganzen Lebensglückes.

Um es kurz zu erklären: Diese erste Selbstmörderin war seine innigst geliebte Braut gewesen, und der Geiz und die Bosheit der Schwester, die heute begraben wurde, hatte damals durch ihre teuflischen Ränke das blutjunge, unerfahrene Mädchen so weit gebracht, daß es in der Verzweiflung in die Meerlins sprang, um freiwillig den Tod zu suchen.

Juchem Bogeler hatte gemeint, beim Anblick der Meerlins neuen Haß und neuen Groll zu empfinden; allein er fühlte nur einen Schauer, der durch sein Gebein ging. Er dachte kaum noch an seine Schwester, sondern nur an das

schreckliche Geschick seiner Jugendgeliebten. Der Schmerz und die Trauer um sie war so stark, daß selbst das Rachegefühl vor derselben zurücktreten mußte.

Er saß auf einem umgestürzten Baumstamm, den Kopf auf seine Hacke gestützt, die er, da er noch Bauer war, um nicht müßig zu erscheinen, mit sich führte, und sah unverwandt mit träumerischem Blick nach dem Teich, der ihm so Vieles genommen hatte.

Sonst war es die Art des alten Bauern nicht, wachend zu träumen; aber heute träumte er mit offenen Augen. Alte Erinnerungen wurden mächtig in ihm. Sein geraubtes Glück, seine verfehlten Hoffnungen standen erschütternd nahe vor ihm. Er hatte seine Braut so sehr geliebt und hatte sich sein Leben an ihrer Seite so schön gedacht. Wo war nun Alles hin?

Heiße Thränen rannen über die gefurchten Wangen des Alten, und die sonst so harten, hämischen Züge seines Gesichts gewannen eine Weichheit, daß Jedermann im Dorfe gesagt hätte: „Das ist der Fuchem Bogeler nicht.“ Aber sie kannten auch den Alten eigentlich nicht. Sie kannten nur den durch Leid und Enttäuschung verbitterten Menschen. Wer den Fuchem Bogeler vielleicht allein richtig beurtheilte, das war sein alter Jugendfreund, der arme Tagelöhner und Nachtwächter, Kaspar Klas, aber diese Beiden waren auch längst auseinander.

Die Beerdigung war schon eine Weile vorbei, und die Trauergäste hatten bereits ihren schwarzen Feiertagsanzug

mit den Werktagskleidern vertauscht und waren wieder an die Arbeit gegangen, und noch immer saß der alte Bauer Juchem Bogeler, das Haupt auf die Hacke gestützt, vor der Meerlins. Der Abendwind wehete schon kühl das Thal herauf, als er aufbrach. Doch war es nicht der Abendwind, der ihn vertrieb, sondern die Leute, die vorübergingen und ihn neugierig anstarrten, ob er sich nicht auch in die Meerlins stürzen wolle.

Zu einer anderen Zeit hätte es dem Alten ein Vergnügen gemacht, die Leute in ihrer thörichten Ansicht zu bestärken. Denn in seinem Menschenhaß forderte er gern das Geschwätz der Welt heraus, aber heute, wo seine tiefste Herzenswunde frisch geblutet hatte, wollte er mit Niemand anbinden. Kein Mensch sollte eine Ahnung haben, wie es in dem innersten Heiligthum seiner Seele aussah.

So hatte er die Meerlins verlassen, um ein Stück Feld, das jenseits des Wiesenthals lag, aufzusuchen. Wollte er aber dort an seinen Acker gelangen, mußte er den sogenannten „Wäschborn“ passiren. Das war nichts Angenehmes für Einen, der die Menschen floh.

Denn am Wäschborn befand sich die große Bleiche des Dorfes, wo nicht bloß die gewöhnliche Wäsche besorgt wurde, sondern wo eine Masse selbst gesponnene und selbst gewobene Leinwandstücke auf dem Rasen ausgespannt lagen, und wo sich gegen Abend ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung des Dorfes einfand.

Die Waschweiber haben in aller Welt einen eigenthüm-

lichen Ruf. In dem rheinischen Dorf waren sie im Klatschen und Schwätzen nicht besser, aber auch nicht schlimmer, als anderswo. Doch das konnte mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß so leicht Niemand ungeschoren an dem Wäschhorn vorüberkam, zumal der Fuchem Bogeler nicht, der so vielen Anstoß in der Welt gab.

Es war schon von ihm die Rede, ehe er eine kleine Kirschbaumallee herunterkam. Vor allen Andern führte „Christinchens Anna Christine“ das Wort, eine schwarzhhaarige, stämmige Frau von mittlerem Alter, mit einer durchdringenden Stimme begabt.

„Der Großhans, der!“ sagte sie, „er sieht alle Leute nur für Regel an und sich für die Kugel, welche die Regel umwirft. Wißt ihr noch, wie der alte Lehrer Demmer immer sagte, da er noch lebte: „Schick dich in die Welt hinein, denn dein Kopf ist gar zu klein, daß sich schickt die Welt hinein.“ Aber der will sich nicht schicken und fügen. Hat es jemals Einer erlebt, daß ein Bruder nicht hinter dem Sarge seiner Schwester gegangen ist, und wenn er es nur um der Leute willen gethan hätte, oder daß er mitten in der Leichenrede fort gelaufen ist und Jedermann in der Andacht gestört hat? O pfui der Schande! Was zu arg ist, ist zu arg. Aber ich sage euch: Er wird noch widerrennen mit seinem harten Kopf, und es wird ihm noch heiß gekocht werden, ehe er stirbt.“

„Nein“, sagte eine Andere der Waschfrauen, die „Justine“ angeredet wurde, eine kleine, blonde Person mit einer

sanften, wohlklingenden Stimme und stets mit einem gewissen Anflug von Mitleid in ihrer Rede. „Nein, das ist es nicht, was mich am meisten ärgert, daß der Bogeler wider alle Sitte und allen Brauch verstößt, obwohl es nicht schön ist, sondern seine Hartherzigkeit, ja Grausamkeit gegen die „Seebachs.“ Er war Verbindlichkeiten gegen dieselben eingegangen und durfte sie nicht nachher ganz und gar in's Elend stoßen. Sehet einmal das arme Weibchen.“ Sie deutete bei diesen Worten auf eine zarte, schlanke Gestalt, die auch mit der Wäsche beschäftigt war, und die trotz ihrer ärmlichen Kleidung fast vornehm aussah. „Sehet, wie es sich mit dem schweren Stück Tuch plagt. Das ist keine Arbeit für ihre feinen Hände. Und doch will sie ihr Häuflein Kinder nicht verhungern lassen. Ich würde auch arbeiten, und wenn das Blut mir zu den Nägeln hervorkäme, wenn ich so prächtige Kinder hätte, wie sie. Ich beneide sie manchmal darum. Betrachtet euch einmal das schöne, treuherzige Gesicht des Kleinen, der dort im Grase spielt und die lebhafteste, frische Art des Großen, der jetzt seiner Mutter beispringt, damit sie sich nicht so abplagen muß.“

Christinchens Anna Christine fühlte, daß die sanft redende, mitleidige Justine eine böse Rivalin für sie sei, und daß dieselbe für den Augenblick durch den Beifall der ganzen Umgebung das Feld behauptete; aber mit raschem Feldherrnblick hatte sie schon ein Mittel entdeckt, um sich den Triumph zu sichern.

„Wenn man den Fuchs nennt, kommt er gerennt“, sagte sie, auf den daherschreitenden Bauern zeigend. „Über was meint ihr, Weiber, sollen wir ihn nicht einmal einer Probe unterwerfen?“

„Hermännchen, komm' einmal her!“ So rief sie dem kleinsten Buben der vorhin genannten Frau Seebach zu, der im Grase spielte.

Hermännchen war ein gehorsames Kind und kam sofort.

„Hermännchen“, sagte Anna Christine, dem Knaben die blonden Locken aus seiner freien, schönen Stirne streichend, „siehst du da den Fuchemsonkel“, der dort herkommt? Er ist ja dein Pathe. Gehe hin und gib ihm eine Patschhand.“

Das Kind that, wie ihm geheißen war, und ging zutraulich auf Fuchem Bogeler zu.

Die Mutter des Kindes war zu entfernt und zu beschäftigt, um Etwas von dem Plan der Weiber zu merken, sonst hätte sie es nicht zugelassen.

Fuchem Bogeler glaubte anfangs, das Kind käme auf eigenen Antrieb, und sah es freundlich an. Sein treuherziges, zutrauliches Wesen machte auf ihn den günstigsten Eindruck. Aber als er aus den gespannten, neugierigen Blicken der ganzen Waschweiberfchaar merkte, es läge hier ein verabredeter Plan zu Grunde, überzog sein Gesicht ein grimmes, höhnisches Lächeln, und er gab dem Knaben einen Stoß, daß derselbe schreiend kopfüber in das Gras purzelte.

In demselben Augenblick stand auch des Kleinen älterer Bruder, der schwarzäugige Philipp, vor dem rauhen Mann

und sagte, seine Fäuste vor Entrüstung ballend: „Suchem Bogeler, du bist ein böser Mensch. Du hast Vater und Mutter unglücklich gemacht. Jetzt mißhandelst du meinen unschuldigen, wehrlosen Bruder. Das lasse ich mir nicht gefallen.“

„Wie dieser kleine Kläffer schon bellen kann“, spottete Bogeler.

„O ich kann auch beißen“, rief der Knabe außer sich vor Wuth und wollte ihm in die Hand beißen, aber der Bauer schob ihn leicht bei Seite und sagte drohend: „Binde nicht mit dem Suchem Bogeler an. Du möchtest arg zu kurz kommen. Ich bin schon mit Anderen fertig geworden, als mit einem solchen kleinen giftigen Knaben.“

Nach diesen Worten schritt er mit stolzen Schritten weiter, verfolgt von den Verwünschungen und Flüchen der ganzen Waschgesellschaft.

II.

Kaspar Klas.

Der merkwürdigste Mann neben dem alten Bauer Suchem Bogeler war in dem rheinischen Dorfe sicherlich der Jugendfreund des Bogeler, der Nachtwächter Kaspar Klas, ein sonderbarer Kauz mit wunderlichen Ansichten, der aber trotz seiner Armuth und Wunderlichkeit großes

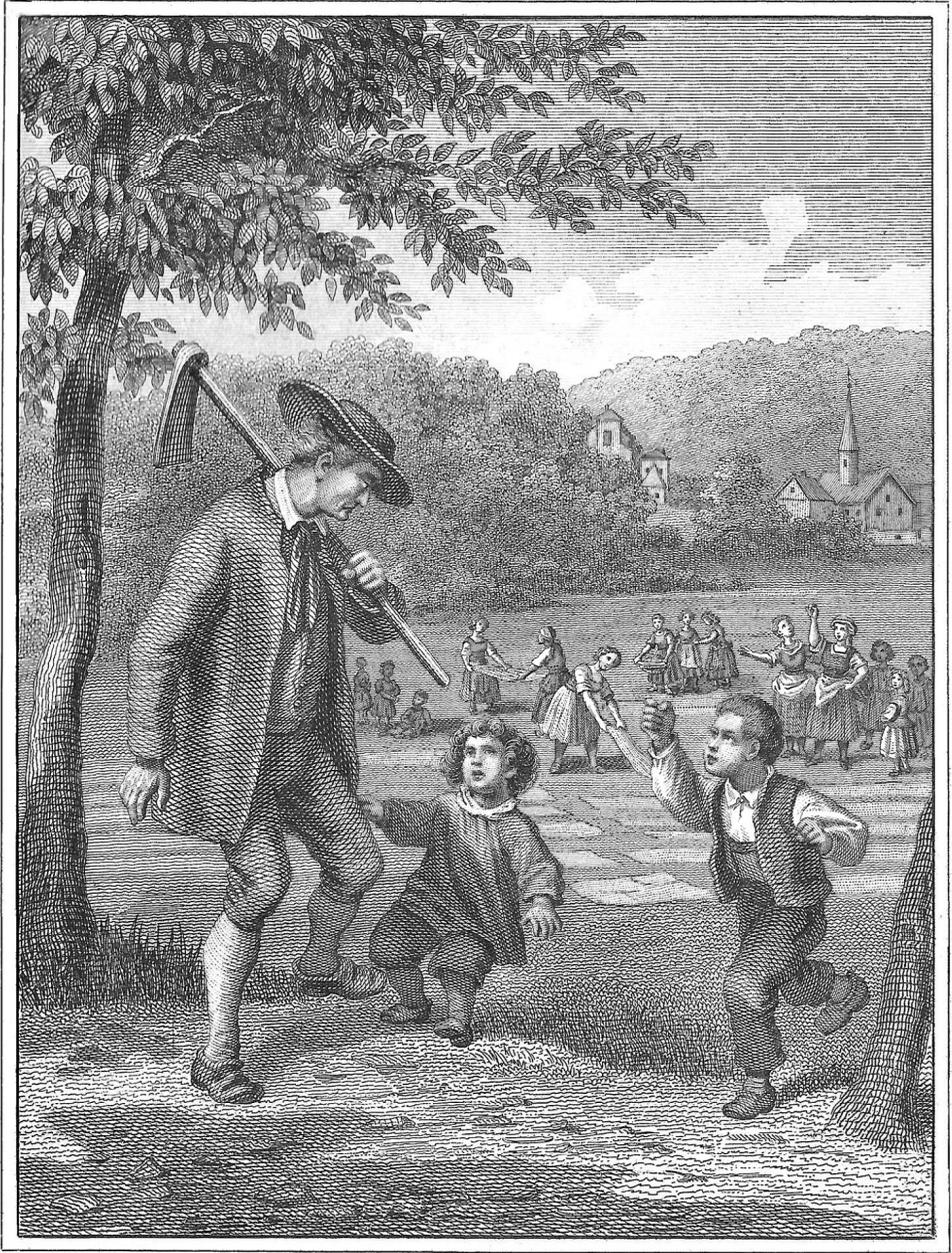
Ansehen genoß. Seine Aussprüche gingen oft von Mund zu Mund und Jedermann, der ihm begegnete, redete ihn an und sprach gern mit ihm. Man war sicher, etwas Anderes von ihm zu hören, als eine landläufige Redensart oder ein alltägliches Geschwätz. Oft aber war das, was er sagte, von tiefsinniger Weisheit. Sogar mit dem Pfarrer und dem Lehrer hatte er hin und wieder längere Unterredungen. Denn er war ein Grübeler, der über Vieles nachgrübelte, eine Art Dorfphilosoph.

Am liebsten sprach er über den Mond und die Sterne. Sie waren seine Freunde geworden in den einsamen, stillen Nächten, wann alles Lebendige schlief, und er wachend durch die Straßen wanderte.

Auf eine Art Hellebarde gestützt, die er nach der Sitte vergangener Zeiten noch immer führte, konnte er stundenlang stehen und sinnend in das Sternengeflimmer hineinschauen.

Er behauptete, Gott schreibe durch die Sterne seinen Willen und seine Offenbarungen an den Himmel, und wir müßten es zu lesen suchen. Er meinte das aber nicht etwa bildlich, sondern wörtlich. Der Himmel war ihm gleichsam ein ungeheures Blatt Papier, worauf in einer Art Geheimschrift die herrlichsten und wunderbarsten Dinge geschrieben standen. Die Sterne aber waren die Schriftzeichen, deren sich Gott, etwa ähnlich wie ein Schriftsetzer, bediente.

Diese Sternenschrift stellte unser Philosoph beinahe dem



Worte Gottes in der Bibel gleich. Es käme eben nur Alles darauf an, daß man die Schrift zu lesen verstünde. Er habe Einzelnes schon gelesen, zumal in trüber, böser Zeit. Dann habe er erst lange gestanden und hinaufgeschaut, manchmal geweint und gebetet, doch plötzlich habe er deutlich lesen können: „Hoffe!“ oder „Geduld!“ Freilich sei ihm darauf wieder Alles verschwunden, denn er habe den Schlüssel nicht, um die eigentliche Schrift zu enträthseln. Einen solchen Schlüssel aber, das heißt: die herrschende Regel und Ordnung der Himmelschriftzeichen müsse man haben, um lesen zu können.

Er glaube, daß der Schlüssel wohl am ersten noch in der hl. Schrift zu finden sei. Jedenfalls thäten die Astronomen auf ihren Sternwarten, statt die Entfernungen und Größen der Sterne zu messen und neue Sterne und ihre Bahnen zu entdecken, besser, einen Schlüssel zu der Sternenschrift zu suchen. Damit wäre der Menschheit viel geholfen, denn die meisten Menschen würden eher auf jene wunderbare Sternenschrift achten als auf das äußerlich unscheinbare Bibelwort.

Der arme Kaspar Klas wurde mit seinen sonderbaren Gedanken viel ausgelacht und verspottet, allein er ließ sich nicht irre machen. Und wenn ihm selbst einmal Zweifel aufstiegen und er schaute wieder, auf seine alte Hellebarde gelehnt, in die Pracht des Sternenhimmels hinein, dann wurde es ihm zur seligen Gewißheit, daß dort oben doch eine wunderbare Geheimisch ist des großen Gottes sei.

Noch merkwürdiger war des Alten Ansicht über den Mond. Den Mond hielt er für eine Art Spiegel der Erde. Die hellen und dunklen Punkte in demselben aber, in welchen die Volkssage einen Mann mit einer Last Holz sieht, erklärte er für die verschiedenartigen Abspiegelungen, die im Monde stattfinden. Wer es verstünde, könne im Mondspiegel alle künftigen Ereignisse auf der Erde ablesen. Er selbst hatte schon Sturm und Wetter, Krieg und Frieden aus dem Mond gelesen.

Die Leute lachten auch darüber. Doch eigenthümlicher Weise fand er mit seinem „Mondspiegel“ mehr Glauben, als mit seiner „Sternenschrift.“ Mancher schlich Abends zu dem alten Nachtwächter und erkundigte sich, ob er nichts Neues im Mond gelesen habe, und ob vielleicht gar Etwas über ihn dreinstünde.

Was bei allen Wunderlichkeiten den kleinen, etwas mißgestalteten Mann im Respekt erhielt, war seine durch Alles hindurchleuchtende ernste Frömmigkeit und seine unermüdliche Menschenfreundlichkeit. Er las nicht bloß in den Sternen, sondern auch in der Schrift, und hatte für alle Nothleidenden nach Kräften Trost, Rath und Hilfe.

Er hatte auch harte Schicksalsschläge erlitten und manche Enttäuschungen erfahren; aber er war dadurch nicht hart und trozig geworden und ein Menschenfeind, wie der Fuchem Bogeler, sondern nur immer demüthiger und menschenfreundlicher.

Eine Eigenthümlichkeit des Mannes darf dabei nicht

unbeachtet bleiben. Das war der seltsame Gebrauch, den er von seinem Nachtwächterhorn machte.

Für dieses Horn überhaupt hatte unser kleiner Kaspar Klas eine auffallende Vorliebe. Es war auch nicht wie ein anderes Nachtwächterhorn. Es war viel größer, gewaltiger und ganz von Kupfer. Wie es dort in das rheinische Dorf kam, wer kann es sagen? Denn es war ein Stück merkwürdiges Alterthum, vielleicht noch ein altes Heerhorn aus heidnischer Zeit. Niemand konnte entscheiden. Denn alle Abzeichen waren durch die Länge der Zeit und des Gebrauchs verwischt. Aber das Horn besaß eine Zartheit und eine Fülle des Tones, wie es sonst bei solchen einfachen Instrumenten nicht vorkommt.

Wenn der alte Kaspar Klas in ruhiger Nacht die zwölfte Stunde blies und der Ton, zuerst sanft anschwellend, zuletzt zu seiner ganzen Macht kam, dann wußte man es in den fernen Gebirgsdörfern des Hunsrücks und noch weithin im Taunus, daß der Kaspar Klas jetzt zwölf blies in seinem Dorf. Denn der Kaspar Klas war berühmt, wie sein Horn. So gewaltige Töne hörte man nirgends.

Ein König konnte aber auch nicht mehr an seiner Krone hängen und ein Geizhals an seinem Schatz, als der Kaspar Klas an seinem Horn.

Zu seiner Vertheidigung hätte er sein Leben gewagt.

Einmal hatte er heiß genug darum kämpfen müssen. Da waren nämlich in einer armen, hungrigen Zeit, durch den Kupferwerth des Horns verführt, aus einem

Hinterhalte drei Strolche über ihn hergefallen, um ihm das Horn abzunehmen.

Der kleine Mann, der wieder einmal in seinem Sternenebuche gelesen hatte und dann ganz versunken war, hatte, völlig überrascht, keine Zeit weder um Hilfe zu rufen, noch Alarm zu blasen. Doch wehrte er den ersten Angriff glücklich ab.

Da er aber merkte, daß er der Ueberzahl nicht gewachsen war, ergriff er die Flucht. Allein die langbeinigen Spitzbuben waren ihm auch im Laufen überlegen. Da warf er, an dem schon öfters erwähnten Teiche angekommen, kurz resolvirt, das Horn, um es zu retten, in weitem Bogen mitten in die Meerlins und ließ sich darauf von den über seine That empörten Strolchen ziemlich gelassen durchbläuen, wußte er doch sein geliebtes Horn in Sicherheit.

Um aber auf den seltsamen Gebrauch zu kommen, den der Kaspar Klas von diesem seinem Horn machte, so war er folgender. Da er sein Instrument wahrhaft meisterhaft behandelte, so legte er jedes Mal, wenn er die Stunden anblies, in den Ton des Horns irgend Etwas, ein Gefühl, einen Trost oder eine Mahnung.

Die es anging, verstanden ihn vortrefflich und auch Andere, die es hörten.

Am Krankenhaus klang der Ton des Horns gedämpft und zart, und der einsame Kranke oder die ängstlich um den Kranken Herumstehenden wußten, daß jetzt draußen ein mitfühlendes Herz durch die Straßen wandere. Am Hoch-

zeitshaus dagegen tönte es lustig nach dem Wort: Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden. Am Sterbehäus aber erschallten lange feierlich hingezogene Klagetöne.

Doch eine besondere Virtuosität besaß der kleine Mann, wo es galt, Einem das Gewissen zu schärfen. Wo irgend Jemand über einem unheilvollen Plan brütete, oder wo Jemand verhärtet und verstockt sich gegen die Wahrheit oder das Gute verschloß, da klangen seine Töne wie die Posaune des Gerichts und weckten die unruhigen Schläfer Stunde für Stunde zum Nachdenken und Nachgrübeln.

Es war dabei oft wunderbar, wie der Klax von Allen, was im Dorfe vorging, Kenntniß hatte.

Mancher Betheiligte erschrak auf das Heftigste, wenn er am Ton des Horns merkte, daß unser Nachtwächter bereits die Geschichte wußte, von der er glaubte, daß sie noch tief begraben läge.

„Er hat es in seinem Mondspiegel gelesen“, dachte er, und die Schauer vor geheimen, überirdischen Mächten packten ihn.

Das Horn aber that dann noch mehr wie sonst seine Wirkung.

Sein Klang war überhaupt oft ebenso wirksam, wie eine ganze Predigt, ja noch wirksamer.

Doch gab es Häuser im Dorf, an denen alle Töne, die jemals der kleine Nachtwächter angestimmt hatte, vergeblich gewesen waren. Darunter war das Haus, aus dem

man die Todte vor Kurzem herausgetragen hatte und das Haus Suchem Bogelers.

Suchem Bogeler hatte wenigstens nie seinem Jugendfreunde die Genugthuung bereitet, ihn merken zu lassen, daß er mit seinen nächtlichen Horntönen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Und gerade bei ihm hätte der gutmüthige kleine Mann gewünscht, daß sein Horn „mit Menschen- und Engelzungen redete.“

Doch um das besser zu verstehen, wollen wir das Hauswesen des Kaspar Klas aufsuchen.

Jenseits des etwas sumpfigen Wiesenthälchens, an dessen Ende die Meerlins lag, hatten sich die kleinen Leute des Dorfes, die Tagelöhner und Handwerker, angebaut. Eine feste, in Mauern gelegte Straße, die später weiter nach der Stadt führte, verband diesen Ortstheil mit dem eigentlichen Dorf.

Im Dorfe selbst stand ein stolzer Bauernhof neben dem andern. Merkwürdigerweise war aber auf keinem Gehöfte eine Fruchtscheune zu finden. Diese lagen sämmtlich außerhalb des Dorfes, einen Halbkreis bildend, in einzelnen entfernten Gruppen und dazwischen Brunnen mit hochragendem Balkenwerk, an dem die Eimer niedergezogen wurden, um rasch wieder in die Höhe zu schnellen. Die Rücksicht auf Brand, von dem das Dorf verschiedene Male heimgesucht worden war, hatte zu dieser Einrichtung geführt, die dem Ganzen ein eigenthümliches Gepräge gab.

Jedenfalls der sonnigste und wärmste, vielleicht auch der

schönste Theil des Dorfes waren die bunten Häuschen der armen Leute, die malerisch an einer schützenden Berghalde gelegen waren.

Sie hatten Morgens die ersten Sonnenstrahlen und den ersten Vogelgesang und im Frühling die ersten Blumen in ihren Gärtchen vor den Häuschen. Aber nicht bloß Sonnenstrahlen und Blumen gingen dort am liebsten hin, sondern auch Bettler und Collekteure. Denn wenn sie dort auch nicht die größten Gaben erhielten, sie sahen doch die freundlichsten Gesichter.

Dort wohnte unser Kaspar Klas und seine beiden Schwiegersöhne, von denen übrigens Jeder wieder sein Häuschen hatte. Kaspar Klas hatte nach dem Tode seiner Frau lange Zeit ganz allein in seinem Häuschen gehaust. Jetzt war aber daselbst bis unter das Dach gefüllt. Denn er hatte die im vorigen Kapitel erwähnte Frau Seebach mit ihren Kindern zu sich genommen.

Wenn dort „im Kirchgarten“, wie man den Ortstheil der armen Leute nannte, die Sonne am frühesten schien, so war sie daselbst auch am ehesten verschwunden. Man saß dann gar schattig und angenehm zur Sommerzeit auf den Bänken vor den Häusern.

Und Alle, die nicht gerade wie Schuster, Schneider oder Leineweber an das Zimmer gefesselt waren, suchten draußen in der erfrischenden Kühle ihre Arbeit zu vollenden. Unter diese zählte unser Kaspar Klas, der hauptsächlich seinen Unterhalt damit verdiente, daß er Werkzeuge für die Land-

wirthschaft fabricirte, vom Hackenstiel an bis zum Dreschflegel und vom einfachen Korb an bis zum Sieb und zur Wanne.

Heute schnitzte er, auf seiner Bank vor dem Hause sitzend, an einem Rechen, den er bis auf wenige Zinken fertig hatte, als der schwarzäugige Philipp, der Frau Seebach ältester Sohn, ganz erhitzt daherkam. Nicht die Schnelligkeit seines Gangs oder die Hast, den Auftrag seiner Mutter auszuführen und einige Vorbereitungen für den Abendtisch zu treffen, hatten ihn so erhitzt, sondern der Zorn und die Aufregung über die Gewaltthat des Juchem Bogeler.

Die Augen brennend und die Lippen noch bebend vor innerer Entrüstung, sagte er: „Vetter Klas! Diesmal werdet Ihr wohl nicht den Muth haben, noch einmal den Juchem Bogeler zu vertheidigen. Nicht genug damit, daß er Vater und Mutter in Armuth und Elend gebracht hat, hat er heute auch noch mein Brüderchen, den guten Hermann, mißhandelt. Als das Bübchen in aller Unschuld auf ihn zugelaufen kam, um ihm die Hand zu reichen, hat er ihm einen Fußtritt gegeben, wie einem bissigen Hund. Ich glaube, wenn der Hermann mitten unter wilden Thieren wäre, würde keins dem lieben, schönen Kinde Etwas thun, aber dieser Böjewicht thut Alles, ohne daß ihn Jemand straft. Wenn ich ein Mann gewesen wäre, hätte ich ihn niedergeschlagen, und wenn ich eine Waffe gehabt hätte, hätte ich ihn getödtet.“

„Langsam, langsam, Jüngelchen“, erwiederte der alte

Klas. „Dein Mundwerk geht mit Dir durch wie ein scheu gewordenes Pferd. Es ist schon viel Unrecht in der Welt geschehen. Die Menschen aber haben geglaubt, es müßte um ihretwillen unser Herrgott die Welt aus ihren Angeln heben, oder die Erde müßte sich aufthun, und die Widersacher verschlingen. Und wenn Gott ihnen den Willen nicht gethan hat, haben sie sich selbst geholfen und vergossenes Bruderblut hat zum Himmel geschrieen. Sie hatten die Rache, aber auch den Fluch und sind ruhelos über die Erde gelaufen, wie Rain. Und wenn sie auch der irdischen Gerechtigkeit entgingen, dann sind sie in die Finger Gottes gefallen. Weißt', was in den Sternen geschrieben steht, Philipp? „Geduld!“ Das lerne! Weißt', was unser Herr Jesus gesagt hat? „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“ So sprich auch. Der Fuchem Bogeler hat gewiß schon viel Unrecht gethan in der Welt, aber ein Bösewicht ist er doch nicht. Er ist sein Leben lang wie ein ungebändigtes, wildes Pferd gewesen, das für gewöhnlich die besten Eigenschaften hat, bekommt es aber die Schmiecke, dann reißt es aus allen Banden und ist unberechenbar in seiner Tobsucht.

Der Fuchem Bogeler ist sicher gereizt worden. Waren keine Waschweiber da, die mit ihm anbanden?“

Der Knabe nickte.

„Da siehst du“, fuhr der Alte fort, „daß ich den Bogeler kenne. Den gebe ich noch nicht auf. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Weißt du, Philipp“, fügte er in ge-

heimlichvollem Tone hinzu, „daß ich gestern Abend wieder in den Sternen lesen konnte: „Hoffe!“

Aber jetzt gehe an deine Arbeit! Wir können hernach noch weiter plaudern.“

Der Philipp war sichtlich der Liebling des Alten, obwohl derselbe alle Kinder gern hatte. Philipp war ein begabter Junge und besaß bereits die nöthige Fassungskraft, um die eigenthümlichen Ansichten des Mannes zu begreifen, aber dabei die kindliche Unbefangenheit, um das Wunderlichste gläubig entgegenzunehmen.

Nach einer Weile kam auch die Mutter, die Frau Seebach, nach Hause. Sie brachte außer ihrem Hermännchen noch ein etwa sechsjähriges Rädchen mit und ein Mariechen, das sie noch auf dem Arme trug. Bleich und todtmüde fiel sie fast seufzend neben dem Alten auf die Bank und ließ es gerne geschehen, daß das Kind von ihrem Arme sich loszappelte und sich in den Sand setzte, wo die beiden anderen Kinder mit ihm spielten. Sie hatte keine Widerstandskraft mehr.

„Ich kann nicht weiter“, sagte sie, und Thränen liefen über ihre abgehärmten Wangen.

Der Alte blickte mit unendlichem Mitleid auf das arme Weibchen, auf dessen jugendliche Schultern eine Last sondergleichen gelegt war.

Die sanfte Justine am Wäschborn hatte Recht, wenn sie sagte, daß das Frauchen zu zart und zu fein sei für die harte Arbeit, die sie thun mußte. Aber was war

denn diese Arbeit gegen den Gram, die Gedanken und Sorgen, die auf ihrer Seele lasteten!

Noch vor Kurzem war sie die fast vornehme, schöne und vielbenedete Frau Kaufmann Seebach gewesen, die Sonntags seidene Kleider trug und mit allen Honoratioren und Pfarrfamilien der Umgegend auf gutem Fuß stand. Was aber viel mehr war, sie hatte in den glücklichsten Familienverhältnissen gelebt. Sie wurde von ihrem braven Gatten mit innigster Liebe umfaßt und durfte auf ihre fröhlich gedeihende Kinderschaar mit stolzer Mutterseligkeit niederblicken.

Da war es wie ein Wettersturm auf das Haus niedergebraft und hatte den Frieden und das Glück desselben scheinbar auf immer zerstört.

Ein Racheakt Juchem Bogelers bedrohte den Kaufmann Seebach mit dem Bankerott. Da hatte der Mann in seiner Bedrängniß das Schlimmste und Feigste gethan, was er thun konnte. Statt fest auf dem Platze zu stehen, um das Mögliche beim Zusammenbruch seiner Verhältnisse zu retten und Trost und Beistand in der schweren Zeit seiner armen Familie zu gewähren, hatte er sich schmäglich aus dem Staube gemacht und Weib und Kind allein der Schande und dem Elend Preis gegeben.

Kurze Zeit nach seiner Flucht brach denn auch der Bankerott aus, und fast nackt und bloß mußten die armen Verlassenen aus dem Haus. Sie wären vielleicht selbst in dem allgemeinen Schiffbruch untergegangen, wenn sich nicht

eine rettende Hand nach ihnen ausgestreckt hätte. Diese Hand war die des armen Nachtwächters, des kleinen Kaspar Klas, der die Obdachlosen in sein Häuschen aufnahm.

Die arme Hütte bot einen traurigen Behelf für die an andere Bedürfnisse gewöhnte Frau. Aber die Noth ist eine strenge Lehrmeisterin, unter der man rascher und gründlicher Genügsamkeit lernt, als wie bei dem besten Moralprediger.

Die Frau Seebach hatte vielleicht auch an Hilfe ihrer reicheren und vornehmeren Freunde gedacht, aber Niemand kümmerte sich um die Hinterlassenen eines „durchgebrannten Bankerotteurs.“ Einige liebenswürdige Bemerkungen, wie z. B.: „die Frau wird wohl auch keine seidene Kleider mehr tragen“ — „Hochmuth kommt vor dem Fall“ — oder auch: „Wer hätte solche Schlechtigkeit dem Duckmäuser Seebach zugetraut?“ Das war ungefähr das Einzige, was sie von dieser Seite aus erfuhr.

Zitternd ergriff darum die Arme mit beiden Händen nach der rauhen, harten Hand des kleinen Nachtwächters und weinte heiße Thränen auf dieselbe. Es war aber auch eine treue Hand und ein treues Herz, das sie bot.

Schneller als in irgend einem anderen Hause wurde dort das Weibchen heimisch.

Das offen zuvorkommende und doch so harmlos bescheidene Wesen des Alten ließ das Gefühl des Fremdseins und der Abhängigkeit gar nicht aufkommen. Die Frau fühlte bald ein Zutrauen und eine Liebe, wie sie sie nur

je zu ihrem Vater gehabt hatte. Aus seiner Hand konnte sie jede Hilfe und Unterstützung entgegennehmen, was ihr bei jedem Anderen ein Greuel, ja fast eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Ohne daß sie es viel merkte, war er ihr Lebenshalt geworden. Sie hätte es mit ihren Kindern allein nicht durchgesetzt.

Doch das Beste, was er ihr gab, war sein geistlicher Trost.

Um ihretwillen hatte er in den Sternen gelesen und geschrieben gefunden: „Ein festes Herz!“ und „Betet!“ und „Demüthig und muthig!“

Er hatte ihr auch dazu die Auslegung gegeben, indem er hinwies auf das Wort der Schrift: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.“

„Um keinen Preis“, sagte er, „dürfe sie schwach, kleinmüthig und verzagt werden, sondern müsse den Kopf oben halten. Sie solle recht viel beten, dann würde ihr Gott Gnade und Kraft schenken. Wer den Muth, das Gottvertrauen und die Hoffnung verloren habe, der habe Alles verloren und ende in Verzweiflung. So sei es ihrem Manne gegangen, der Alles dahinten gelassen habe und sei wie ein Narr in die Welt hinausgelaufen. So sei es der unglückseligen Braut des Fuchem Bogeler ergangen, die in die Meerlins gesprungen sei. Sie solle aber auch nicht ungeduldig werden und verbittert, wie der Fuchem Bogeler,

der in seinem vermessenen Stolze Gott und der Welt zu trotzen suche.

Gott schicke ja das Leid uns nicht zum Fluche, sondern zum Segen. Er lasse uns auch nie über Kraft versucht werden.

Wie das Eisen durch Feuer und Hammerschläge zu festem Stahl werde, solle auch das Herz durch Leid fest werden, das heißt, es solle durch dasselbe unser Glaube und unsere Liebe an Kraft und Tiefe gewinnen.

Das geschähe aber nur, wenn wir, was Gott auch schickte, im demüthigstem Sinne entgegennähmen. Denn je kleiner, schwächer und ärmer wir uns fühlten, desto größer, stärker und reicher mache uns Gott, so daß wir um so besser den Kampf des Lebens bestehen könnten. Demüthig und doch muthig!

So oft sich der kleine Mann übrigens auch in diesem Sinne aussprach, der Schmerz der tiefgebeugten Frau über ihre bedenkliche Lage und über die Ungewißheit des Schicksals ihres Mannes ließ sich nicht ganz verbannen.

Auch jetzt saß sie wieder so bleich, so trostlos neben ihrem kleinen Freund auf der Bank.

„Heute Nacht“, sagte sie mit zitternder Stimme, „hat mein Mann mir wieder gerufen.“

Ich bin an das Fenster geeilt und glaubte eine fort-eilende Gestalt zu sehen in der Nähe der Meerlins. Gott, o Gott, sollte er sich am Ende ein Leid angethan haben und sein Geist ist es, der mich ruft?“

„Frau Seebach“, sagte in tiefem Ernste Kaspar Klas. „Es ist nicht gut für Sie, daß Sie sich solchen Gedanken hingeben, die Sie nur unnöthig aufregen und verwirren und darum von dem größten Nachtheil für Sie werden können. Denken Sie an Ihre Kinder! Ihren Mann überlassen Sie Gott, der wird ihn schon führen und auch wohl heimführen.“

Ich habe Ihnen schon öfters gesagt, daß diese nächtlichen Rufe krankhafte Einbildungen oder Träume sind, die daher kommen, weil Sie sich fortwährend um den Verschwundenen grämen. Wie ich Ihnen versprochen habe, habe ich jede Nacht, auch in der vergangenen Nacht, genau aufgepaßt. Wenn Ihr Mann in Wirklichkeit sich dem Hause genähert hätte, würde ich ihn gesehen haben. Warum kommt er aber nicht offen heran, wenn er da ist? Es würde ihn ja kein Mensch hindern. Daß er aber als Geist erschiene, glauben Sie doch wohl selbst nicht. Die Geister sprechen und rufen nicht. Man kann auch ihre Gestalt nicht sehen.

Das einzige Mal, daß ich glaubte, Ihren Mann wieder gesehen zu haben, das war in jener schrecklichen Brandnacht.“

„O schweigen Sie, Better Klas“, fiel die Kaufmannsfrau in großer Aufregung dem alten Manne in die Rede. „Ich weiß, Sie haben damals einen Verdacht gehabt, den ich Ihnen nie verzeihen kann, und haben denselben vielleicht noch. Sie haben gemeint, mein Mann hätte unser Haus angesteckt, weil er es dem Suchem Bogeler nicht gönnte.“

Das hat er so wenig gethan, wie Sie und ich. Er ist schwach und leicht verzagt, aber einer gemeinen, niedrigen Rachehandlung ist er unfähig.“

Merkwürdiger Weise war nämlich in derselben Nacht nach dem Tage, wo dem Juchem Bogeler, als dem Hauptgläubiger, das Haus und das Waarenlager des bankerotten Kaufmanns zugesprochen worden war, Beides bis auf den Grund abgebrannt. Daß der Brand gelegt war, darüber bestand kein Zweifel. Denn es wohnte Niemand in dem Haus, seit die Frau mit ihren Kindern ausgezogen war. Wer aber der Thäter war, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden.

Brände waren nichts Ungewöhnliches. Die Umgegend nannte ja schon lange spottweise unser Dorf „Neubrandenburg.“ Aber obwohl bei den meisten Bränden nachzuweisen war, daß sie absichtlich hervorgerufen waren, hatte man die Brandstifter nie entdecken können, soviel Gerüchte auch jedes Mal herumliefen.

Auch diesmal erging man sich in oft grundfalschen Vermuthungen. Die arme Kaufmannsfrau aber hatte nöthig, ihren Mann wacker zu vertheidigen, denn an ihn, als den zunächst Betheiligten, dachten Viele.

Auch der kleine Klas dachte an ihn und hatte noch einen besonderen Grund, denselben für schuldig zu halten, weil er ihn, der doch seither abwesend gewesen war, kurz nach Ausbruch des Brandes glaubte gesehen zu haben, wie er flüchtigen Fußes an der Meerlins vorbeieilte.

Später war der kleine Mann durch Beobachtungen, die

wir noch mittheilen werden, von seiner ersten Ansicht zurückgekommen und hielt jetzt den Kaufmann Seebach für völlig unschuldig an dem Brand.

Er suchte darum das unglückliche Weibchen zu beruhigen und sagte: „Ich weiß jetzt, daß er es nicht gethan hat, denn ich habe den wahren Thäter gesehen.“

„Im Mondspiegel?“ fragte schmerzlich lächelnd die Frau.

„Nein, diesmal nicht im Mondspiegel“, erwiderte der kleine Kaspar Klas.

III.

Die Seebachs.

Im „Kirschgarten“ hatte zur Zeit, als der Suchem Bogeler und der Kaspar Klas noch junge Bursche waren, eine arme Lehrers Wittve, Namens Seebach, gewohnt mit ihrer neunzehnjährigen Tochter Julie und einem kaum einjährigen Jungen Karl. Ein älterer Bruder der beiden Geschwister, Theodor, hatte die Freiheitskriege mitgemacht und war den Heldentod für das Vaterland gestorben. Dagegen hatte eine Pockenepidemie eine Anzahl Geschwister, die zwischen dem Mädchen und dem jüngsten Bruder waren, hinweggerafft, so daß nach des Vaters Tode die Familie nur noch aus der Wittve und ihren beiden Kindern bestand.

Der Lehrer Seebach hatte in früheren Jahren in unserem rheinischen Dorfe die Stelle eines zweiten Lehrers bekleidet und war ungemein beliebt gewesen.

Damals waren die ältesten Kinder, der ernste Theodor und die fröhliche Julie, schon geboren und die unzertrennlichsten Spielfkameraden des Juchem Bogeler und des Kaspar Klas gewesen, bald drüben im Kirchgarten, bald drunten im Wäschborn, bald in der weitläufigen Boglerischen Hofraithe. Darauf hatte sich Herr Seebach an eine einträglichere Schulstelle versetzen lassen, und es waren Jahre vergangen.

Als nun plötzlich die Frau Seebach wieder in dem rheinischen Dorfe erschien, war der Theodor todt und ihr Mann gestorben, aber das lustige, kleine Mädchen war zu einer holden Jungfer herangeblüht, die in vollster Jugendschöne prangte und durch ihre Lieblichkeit alle Herzen hinriß.

Am meisten von Allen wurden durch die Erscheinung des reizenden Mädchens die beiden alten Spielgefährten ergriffen, Kaspar Klas und Juchem Bogeler. Beide verliebten sich in sie. Doch am innigsten und tiefsten liebte gewißlich der etwas mißgestaltete, kleine Klas. Es war der schwerste Kampf seines Lebens, als er um seines Freundes willen seiner Liebe entsagte.

Damals ist er Philosoph geworden und hat zum ersten Mal in den Sternen gelesen, wo ihm geschrieben stand: „Entsage und siege!“

Juchem Bogeler war ein sogenannter „Dorfsprinz“; das heißt, er überragte Alle bedeutend durch Reichthum und

durch körperliche und geistige Vorzüge. Seine Herrschaft im Dorfe war unumschränkt. Alle Eltern waren freundlich, alle Burschen fügten sich, alle Mädchen huldigten ihm. Was er sprach war schön, was er that war gut. Ueberall war er verehrt und gefeiert.

Ein solcher glänzender Freier mußte natürlich bei dem Mädchen den armen, kleinen Klas ausstechen. Und doch wäre es für Alle besser gewesen, wenn der kleine, treue Mann ihre Liebe gewonnen hätte.

Von dem Augenblick an, als der mächtige Wille des Dorfsprinzen selbst das zähe Widerstreben seiner Eltern besiegt und er sich feierlich mit seiner Julie verlobt hatte, war für die Seebachs im Dorfe die letzte gute Stunde gewesen.

Niemand gönnte dem braven Kinde den reichen, viel versprechenden jungen Mann, den man in jeder Familie auf das Höchste willkommen heißen hätte. Wenn das Mädchen noch eine Einheimische gewesen wäre, dann hätte sie am Ende noch ein gewisses Recht auf den Suchem Bogeler gehabt, aber sie war eine Zugewanderte; oder wenn sie reich, unermesslich reich gewesen wäre, dann hätte ihr Reichthum ihr einen gewissen Entschuldigungsgrund gegeben, aber sie war arm, arm wie eine Kirchenmaus.

Unter diesen Umständen wurde es im ganzen Dorfe der Julie Seebach geradezu als ein Verbrechen angerechnet, daß sie dem Dorfsprinzen ihr „Zawort“ gegeben hatte. Eine Feindseligkeit und Gehässigkeit sonder Gleichen gegen die

verlassene Wittwe und ihre Tochter machte sich immer mehr geltend und äußerte sich in der ziemlich unzarten ländlichen Weise recht fühlbar.

Falsche Gerüchte und Verleumdungen wurden absichtlich erfunden und mit der größten Bosheit und Schadenfreude weiterbefördert.

Die Armen hatten aber nirgends einen Halt oder einen Trost gegen diese versteckten und unversteckten Angriffe. Juchem Bogeler wüthete zwar, aber seine Verlobung hatte ihm seinen bisherigen Einfluß im Dorfe geraubt. Die Eltern und Verwandten des Bräutigams dagegen benahmen sich am gehässigsten und feindseligsten.

Das einzige Haus, wo sich die Wittwe und ihr Kind einmal ausweinen durften, war das der Eltern unseres Kaspar Klas. Dort wurden Worte unbedingten Gottvertrauens geredet und Mahnungen zur Ergebung und Geduld gegeben.

Doch der junge Bogeler wollte von Ergebung Nichts wissen. Er tobte und raste und forderte im Zorn die ganze Welt heraus und duldete keine Thränen in den Augen seiner Braut.

Die ärgste Feindin, die dem jungen Paare am meisten zu schaffern machte, war die eigene Schwester des Bräutigams. Viel älter als ihr Bruder, hatte sie längst geheirathet und bereits halberwachsene Kinder, als Letzterer an seine Verlobung dachte. Schon durch das Alter ge-

schieden, trat die Verschiedenheit Beider noch mehr hervor durch äußere und innere Eigenschaften.

Während Fuchem Bogeler, ein prächtiger, von Gesundheit und Kraft strahlender junger Mann war, aus dessen guten, blauen Augen wohl ein gewisser Troß und Uebermuth, aber auch Ehrlichkeit und Offenheit leuchtete, war die Schwester von jeher ein gelbes, ungesundes, hageres Wesen, um dessen bleiche, eingekniffene Lippen Bosheit und Lücke lagerte, und dessen ganzes Gesicht Neid, Mißgunst und Habsucht ausdrückte.

Die Schwester, selbst eigentlich immer unzufrieden, aber dabei noch obendrein unglücklich verheirathet, mißgönnte ihrem Bruder sein Glück, das ihm durch die Liebe der reizenden Schullehrerstochter zugefallen war. Doch, wenn selbst ihr neidisches Wesen eine solche Verbindung zugelassen hätte, dann hätte ihr Geiz und ihr Geldstolz es nicht gelitten, daß ihr Bruder eine solche „bettelarme, hergelaufene Dirne“, wie sie sich auszudrücken pflegte, heirathete.

Sie versuchte alle Mittel, um die Verlobung wieder rückgängig zu machen. Durch ihre Hekereien hatte sie es so weit gebracht, daß die Eltern gern ihre Einwilligung zurückgezogen hätten, wenn sich ihnen nur ein Unlaß geboten hätte. Auch war sie es, welche die denkbarsten Verleumdungen und gehässigsten Erdichtungen gegen das unschuldige Mädchen in Umlauf setzte.

Das Stärkste, was sie darin vollbrachte, geschah, als im Frühjahr eines Nachts ein Brand ausbrach und eine

ganze Reihe Scheunen in Mische legte. Sie erzählte damals, sie hätte von ihrem Küchenfenster aus kurz vorher, ehe das Feuer entstand, eine Weile ein Lichtchen zwischen den Scheunen hin und hergehen sehen, und da sie, neugierig geworden, dem Lichtchen nachschaute, habe sie bemerkt, wie dasselbe an der Meerlins vorbei in den Kirchgarten geschwebt und dort im Hause der Seebachs verschwunden sei.

Sie hätte sich anfangs nichts Schlimmes gedacht, sondern geglaubt, die Zulchen kehre heim aus einer Spinnstube. Aber als hernach die Sturmglocke heulte, und die Flamme dort an derselben Stelle lichterloh empor schlug, wo das Lichtchen hin und hergewandelt wäre, da sei sie nachdenklich geworden, und manche Aeußerung des Zorns und der Rache sei ihr eingefallen, die das Mädchen im Unmuth darüber gethan habe, weil ihr das Dorf ihren Verlobten nicht gönne.

Freilich gesehen hätte sie Nichts, aber man dürfe doch keine Vermuthungen haben, und solchem Lumpenvolk sei Alles zuzutrauen.

Dieses Verdächtigen und Verleumden war auch ein Brandstiften, vielleicht sogar das gefährlichere. Die Schwester des Juchem Bogeler aber war eine treffliche Brandstifterin und auch eine Schürerin des angezündeten Feuers.

Ihre lügnerischen Worte hatten so außerordentlichen Erfolg, daß bald von nichts Andern die Rede war, als die Zulchen Seebach hat aus Rache an den Scheunen absichtlich Feuer gelegt.

Das arme Mädchen durfte sich zuletzt nirgends mehr blicken lassen, ohne daß ihr das Wort „Brandstifterin“ oder „Mordbrennerin“ entgegengeschleudert wurde. Alle ihre Bertheidigung half ihr Nichts. Der Neid im Dorfe ließ nirgends ein günstiges Urtheil aufkommen. Sie durfte sogar beweisen, daß sie an jenem Abend gar nicht in die Gegend der Brandstätte gekommen war, daß sie vielmehr eine franke Freundin besucht habe, die im entgegengesetzten Theile des Dorfes wohnte. Man glaubte ihr nicht.

Dagegen ließen die Eltern des Juchem sich die Gelegenheit nicht entgehen, die schon gegebene Heirathserlaubnis zurückzunehmen, indem sie erklärten: Ihr Gewissen erlaube es ihnen nicht, ihren Sohn an eine Person zu verheirathen, die im Verdacht des Brandstiftens stünde.

Juchem war aus Rand und Band. Um den Rasenden etwas auf andere Gedanken zu bringen, schickten ihn seine Eltern auf einen ziemlich entfernten Pferdemarkt, wo er ein junges Gespann Klappen einkaufen sollte, nach welchem, statt der alten Ackergäule, längst sein Herz trachtete.

Die Zeit seiner Abwesenheit benutzte seine eifrige Schwester, um den beiden gedrückten und verlassenen Frauen die Hölle so heiß zu machen, daß Zulchen endlich einwilligte, ihren Verlobungsring zurückzuschicken und durch ihre Unterschrift ihre Verlobung für null und nichtig zu erklären.

Als sie unterschrieb, wurde sie leichenblaß und sagte, sie unterschreibe ihr Todesurtheil. Sie würde ihre Trennung von Juchem nicht überleben.

Niemand achtete auf ihre Worte, auch ihre Mutter nicht, aber in derselben Nacht sprang sie in die „Meerlins.“

Der kleine Kaspar Klas, der ihre flatternden Gewänder von Weitem gesehen hatte, zog sie heraus. Aber es war zu spät. Sie war schon eine Leiche.

So viel man schon versucht hat, den Selbstmord zu entschuldigen und zu beschönigen, er ist und bleibt ein schändliches, grauenhaftes Verbrechen, das stets einen Mangel an Muth und Glauben bekundet. Es ist wahr, die Versuchungen, die an uns herantreten, sind oft schwer, allein Gott läßt uns nicht über Vermögen versucht werden. Wir wollen demüthig und inständig beten: „Führe uns nicht in Versuchung“; aber hernach mag kommen, was da will, „wir haben einen Gott, der da hilft“, und „wenn ich gleich wandere im finstern Thale, so fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab trösten mich.“

Nur ein gottvergessenes, verweichlichtes Geschlecht kann so leichtsinnig, als wenn es kein Gericht und keine Ewigkeit gäbe, jenen entsetzlichen Schritt aus diesem Leben thun, der uns unvorbereitet in dem blutigsten Mordgewande direkt vor Gottes Angesicht stellt.

Welche niedrige Gesinnung bekundet es, wenn Leute, ohne nach den ewigen Gütern zu fragen, sich den Tod geben in Folge eines Verlustes von irdischen Gütern, oder wenn Andere, ohne die Sehnsucht der Menschenseele nach Seligkeit zu berücksichtigen, den Lebensfaden durchschneiden, weil ihnen ein Wunsch ihres Herzens versagt wird! Und

welche Feigheit und Kreuzesflucht offenbart sich, wenn ein schon Todtkranker, um den Schmerzen zu entfliehen, zum Selbstmord schreitet, oder wenn ein Familienvater, um dem Hunger und dem Elend auszuweichen, zuerst Frau und Kinder und dann sich selbst umbringt, oder gar wenn ein Soldat sich erhängt, um die Todesangst in der Schlacht nicht durchmachen zu müssen. Doch der Höhepunkt der Sittenverderbniß und der Vergiftung der Seelen zeigt sich, wenn schon Schulbuben anfangen sich zu tödten, weil sie eine Schulstrafe nicht abbüßen wollen, oder wenn ein Gymnasiast den Kopf auf die Eisenbahnschienen legt, weil er nicht in eine höhere Klasse aufgerückt ist.

Alles aber beweist, daß das Christenthum in so Vielen nicht mehr zur rechten Kraft und zum Leben kommt, sonst hätte in unserer Zeit nie solche schändliche Leichtfertigkeit in Gesinnung und That Platz greifen können.

Auch unsere Julie Seebach, so bedauernswerth sie erscheint, hatte nicht die nöthige Ergebung und das rechte Gottvertrauen. Sie fürchtete unstreitig die Menschen mehr als den, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle. Wer aber nicht gewohnt ist, in solchen schweren Lebenslagen mit Gott zu Rath zu gehen, der kommt in eine Hast und Verzweiflung hinein, die alle Ueberlegung und Besonnenheit raubt und uns ins Verderben stürzt.

O wie thöricht würde den Meisten ihr trauriges Beginnen schon nach Stunden erscheinen, wenn sie nur ihre

Angelegenheiten einmal im rechten Lichte schauen, um wie viel mehr nach Monaten oder Jahren.

Wenn Julie Seebach den trostlosen Schmerz ihres armen Mütterleins vorher gesehen hätte und die wilde Verzweiflung ihres Verlobten, die ihn bei der unerwarteten Nachricht erfaßte, sie hätte nimmer dieses entsetzliche Auskunftsmittel ergriffen. Und wenn sie geahnt hätte, wie bald die Stimmung im Dorfe gegen sie umschlüge, und wie schwer Fuchens Eltern ihre Härte und ihren Stolz bereueten (denn an solch' gräßliches Ende hatte Niemand gedacht), sie hätte ihr Vorhaben für die größte Thorheit und ärgste Sünde gehalten.

Allein nach dem Selbstmord gibt es keine Reuethränen mehr, sondern nur ein furchtbares: zu spät!

Dagegen wälzt sich bergehoch die Verantwortung auf die schuldbeladene arme Seele.

Die nächste Folge der unseligen That war, daß die so furchtbar heimgesuchte Schullehrerswittwe neben dem Leichnam ihrer Tochter, den man ihr in das Haus gebracht hatte, leblos zusammenstürzte. Nur schwer erholte sie sich wieder aus ihrer Ohnmacht. Ihr Gesundheitszustand aber war für immer geschwächt. Nach kaum einem Jahre starb sie unter heißen Gebeten für ihren jetzt dreijährigen Sohn, den sie als schutzlose und vermögenslose Waise unter fremden Menschen zurücklassen mußte. Der Kummer über das Schicksal ihrer Tochter hatte sie getödtet.

Fuchem, dessen Schrecken und Schmerz kaum groß genug

gedacht werden kann, als ihm bei seiner Heimkehr vom Pferdehandel jene fast unglaubliche Trauernachricht entgegengebracht wurde, litt zwar körperlich weniger, denn dazu war er zu stark und gewaltig, aber seine des Leidens ungewohnte Seele nahm desto größeren Schaden. Seit dieser Zeit kam jene Verbitterung und Härte über ihn, die ihn fast ganz von der übrigen Welt losriß. Aus einem leichtherzigen, gutmüthigen jungen Manne war durch Schmerz und Zorn ein grimmiger Menschenhasser geworden, der, in sich selbst friedlos, nur noch Eine Freude kannte: das war die Schadenfreude.

Sein Leben war völlig vergiftet.

Mit seinen Eltern vermochte er sich nie wieder zu vereinigen. Zwischen ihnen stand die Leiche seiner Braut, an deren Tod seine Eltern durch ihren Wortbruch ihre Mitschuld trugen.

Seine Mutter besonders, aber auch sein Vater lagen auf den Knien vor ihm: „Er solle sich doch wieder verloben.“

„Soll ich auch in die Meerlins gehen?“ fragte er dann in rauhestem Tone. „Ich habe nur Eine Braut, und die kann ich nur in der Meerlins wiederfinden.“

Gegen die Haupturheberin des ganzen Leides aber empfand Fuchem einen Zorn und einen Haß, der unbeschreiblich war. Wenn ihm in der ersten Leidenschaft seine Schwester nicht absichtlich aus dem Wege gegangen wäre, er hätte sicherlich einen Mord an ihr begangen. So bil-

dete sich eine Todfeindschaft aus zwischen den beiden Geschwistern, die weder die Länge der Zeit zu mildern, noch das Grab auszulöschen vermochte.

Nur Einen lichten Punkt gab es in der völlig unnachgeteten Seele Fuchem's.

Das war die Erinnerung an seine geliebte Julie. Diese ganze schöne Zeit seines Brautstandes, seine eigenen Empfindungen, jedes ihrer Worte, ihr Benehmen, ihr Lächeln, jeder Sonnenstrahl, der ihr kurzes Glück beschienen hatte, jeder Vogelgesang, der sie auf ihren gemeinsamen Spaziergängen begrüßt hatte, jeder Baum, unter dessen Schatten sie geweilt hatten, stand in seiner Seele, wie in Erz gegraben, fest, und wenn ihn irgend eine Beziehung dazu erfaßte, wurde sein sonst so hartes Wesen bis zu Thränen erweicht.

Dadurch kam es auch, daß er sich des Bruders seiner Braut, des kleinen Karl Seebach, als dessen Mutter gestorben war, mit großem Ernste annahm. Dieser Knabe besaß bald sein ganzes Herz, besonders da derselbe bei seiner Entwicklung jeden Tag seiner unglücklichen Schwester ähnlicher wurde.

Doch war die Erziehung, die Fuchem dem Kleinen angedeihen ließ, nicht immer die richtige. Er gerieth deßhalb in einen unheilbaren Conflict mit seinem Jugendfreunde Kaspar Klas, welcher der Frau Seebach auf dem Todesbette versprochen hatte, für den Knaben Sorge zu tragen, und der, bei aller sonstigen Nachgiebigkeit, in seiner Pflichterfüllung mit Entschiedenheit seinen Standpunkt wahrte. Aber

diese Entschiedenheit vertrug sich nicht mit dem gewaltthätigen und herrschsüchtigen Wesen Zuchems, das keinen Nebenbuhler duldete. So entstand ein völliger Bruch zwischen beiden Freunden.

Als Zuchems Eltern gestorben waren, und derselbe der alleinige Herr und Besitzer eines großen Bauerngutes geworden war, nahm er den Jungen ganz und gar in sein Haus unter dem Vorgeben, er würde denselben an Kindesstatt annehmen und zu seinem Erben einsetzen.

Das Letztere war vielleicht nicht völliger Ernst bei Zuchem, denn er dachte noch nicht daran, sein Testament zu machen; aber er sagte es, um seine Schwester und deren Angehörige zu ärgern, die schon auf seinen Besitz, da er unverheirathet bleiben wollte, zu speculiren anfangen. Besser wäre es jedenfalls gewesen, wenn Zuchem, statt es zu sagen, es gethan hätte. Denn er verschaffte durch jene Bemerkung dem jungen Karl die erbittertesten Feinde, die nun ständig an seinem Verderben arbeiteten, um auch dem letzten Seebach, nachdem Mutter und Tochter zum Opfer gefallen waren, den Untergang zu bereiten.

Die Schwester Zuchems hatte drei Kinder. Der Älteste war ein Sohn und hieß „Hanjost.“ Er war ein steifer, knurriger, eigennütziger Bauer mit einem breiten, falschen Gesicht, aber voll echter Bauernkniffe, so daß es von ihm im Dorfe hieß: „Er hätte es faustdicke hinter den Ohren.“

Das zweite Kind war eine Tochter und hieß Sophie, ein buckeliges, böshafteß Geschöpf mit langen, dünnen Armen

und Weinen, eine echte Spinne, die mit ihrer geläufigen Zunge jeden Tag eine Menge Gift in die Welt schleuderte.

Das Dritte war wieder ein Junge und zugleich der Pathe Zuchem Bogelers. Er hatte ein freies, hübsches Aeußere, und glich, als er heranwuchs, in seinem Wesen immer mehr seinem Pathen. Er war der Liebling seiner Mutter und nach ihrer Ansicht der allein geeignete Erbe ihres Bruders.

Ueberhaupt wußte der junge Mensch durch sein offenes, fast biedereres Benehmen und durch eine einschmeichelnde Freundlichkeit und Anhänglichkeit Jedermann zu gewinnen, allein die ihn näher kannten sagten: „Er ist der gefährlichste von Allen.“ Er war ein geborener Heuchler und voller Feigheit und Heimtücke.

Als Karl die bevorzugte Stellung bei Zuchem Bogeler einnahm, drängte sich der junge Zuchem, statt ihn wie die Anderen mit Haß und Zorn zu verfolgen, auf das freundschaftlichste an ihn heran und suchte, obwohl er viel älter war, seinen Umgang zu gewinnen.

Karl war im Ganzen ein gutgearteter Junge, aber schwach, so daß Andere ihn leicht lenkten und leiteten. Einige böse Bubenstreiche, die er, von seinem neuen Freunde Zuchem verführt, anstellte, und die durch die bösen Zungen von Mutter und Tochter gehörig im Dorfe herumgetragen und ausgebeutet wurden, machten Zuchem Bogeler auf die Verbindung seines Pflegesohnes mit der Familie seiner Schwester aufmerksam. Bogeler wurde wüthend. Die wil-

den Streiche hätte er ihm gerne verziehen, die hatte er auch gemacht; aber daß der Knabe mit seinen Todfeinden Freundschaft schloß, das war zu arg. Er wollte damals schon seinen Pflegling ganz von sich stoßen, und nur die Warnungstöne, die sein kleiner Freund Nachtwächter, der nicht anders mehr mit ihm verkehren konnte, nächtlicher Weile hören ließ, brachten ihn so weit zur Besinnung, daß er merkte, er würde durch das Verstoßen Karls ja gerade das thun, was seiner Schwester Familie in ihrer Bosheit und ihrem Eigennuße wünschte.

„So muß er wenigstens fort aus dem Dorfe“ sagte Zuchem Bogeler laut für sich hin, nachdem er sich lange auf seinem Lager schlaflos umhergewälzt hatte.

Auf diese Weise geschah es, daß Karl Kaufmann wurde, wozu sich seine frei angelegte Natur auch besser eignete als zum Bauer.

Auch jetzt fehlte es nicht an Verläumdungen, die bald hier oder da gegen den jungen Seebach auftauchten, deren Ursprung aber stets auf das Haus von Zuchem Bogelers Schwester zurückzuführen war. Im Ganzen aber wurde dadurch das Verhältniß zwischen Pflegevater und Pflege Sohn nicht besonders gestört. Im Gegentheil, als nach längerer Abwesenheit Karl einmal wieder einen Besuch in seiner Heimath machte, wurde das harte Herz Zuchem Bogelers durch das prächtige Aussehen des jungen Mannes und sein gediegenes, verständiges Wesen so überrascht und gewonnen, daß er ihm den Vorschlag machte, er solle sich

im Dorfe als Kaufmann niederlassen, er wolle ein Haus für ihn bauen und die nöthigen Ankäufe und Ladeneinrichtungen für ihn übernehmen.

Karl zog nicht recht, so vortheilhaft das Anerbieten war. Seine Gedanken gingen höher hinaus. Ein Dorfkrämer, und wenn er noch so viel Zulauf hatte, war sein Ideal nicht. Dazu hatte er sich seine reichen Kenntnisse nicht erworben. Auch unser Freund Kaspar Klas ließ seine bekannten Warnungstöne erschallen. Allein es war nicht wohl möglich, Zuchem Bogeler von seinem Plane abzubringen, zumal wenn, wie hier, sein Haß und seine Liebe ins Spiel kam.

Er gedachte dadurch, daß er seinen Pflegesohn zu einem wohlstehenden Manne im Dorfe machte, den Namen Seebach wieder zu Ehren zu bringen und die Familie seiner Schwester zu ärgern.

Der junge Seebach mußte sich eben fügen.

Es war übrigens ein wahrer Balast, den Zuchem Bogeler seinem eigenen Hause gegenüber für den jungen Kaufmann auführte. Auch die Summe Geldes, die er ihm zum Betriebscapitel gab, war verschwenderisch reich.

Wenn der Zuchem Bogeler Etwas anfang, mußte es etwas Rechtes sein, sonst ließ er es lieber ganz.

Auf diese Weise glänzend ausgestattet, war es kein Wunder, wenn ein gewiegter Kaufmann wie Karl Seebach sein Geschäft in Flor brachte. Derselbe fühlte sich auch bald, obgleich nur ein etwas großartiger Dorfkrämer, ganz behaglich. Seine liebenswürdige Gattin und prächtigen Kinder

machten sein Glück vollständig. Nur Eins gab es, was oft störend einwirkte. Das war das Mißverhältniß zwischen Juchem Bogeler und dessen Schwester und ihrer Familie und dann die tyrannische, launische Art des mit dem Alter immer eigenwilliger werdenden Bauern.

Juchem Bogeler feierte anfangs einen wahren Triumph durch seinen Einfall, Karl Seebach zum Kaufmann im Dorfe zu machen. Seine Verwandten ärgerten sich grün und gelb, über den Hausbau sowohl, als über die glänzende Entfaltung des neuen Geschäfts.

Eine besondere Genugthuung aber bereitete es Bogeler, wenn er die Angehörigen seiner Schwester oder sie selbst in ihrem Aerger beobachten konnte, wenn z. B. seine Schwester, die durch Alter und Arbeit völlig gebückt ging, anfangs that, als wenn sie das neue Haus gar nicht sähe, dann aber, wenn sie sich unbemerkt glaubte, verstoßen mit Einem ihrer falschen Augen nach dem Bau hinschielte, etwa wie ein Huhn, das nach dem Habicht blickt, der in den Lüften schwebt, oder wenn der Hanjost stets ausspuckte, wenn er an dem Haus vorbei mußte, und consequent nach der anderen Seite schaute, oder wenn die Sophie, im Aerger über die stattliche Kaufmannsfrau, die seinen Bewegungen derselben mit ihren spinnenartigen Gliedmaßen spottend nachmachen wollte.

Bogeler wollte sich dann schier todlachen und sagte triumphirend: „Sie ersticken noch an dem Haus, und jeder Vortheil, den ich dem Karl zugewende, ist ein Tropfen Gift

für sie. Aber ich will ihnen schon Leibweh machen. Die ganze Sippschaft soll am Nerger zu Grunde gehen.“

Doch plötzlich wehete der Wind aus einer ganz andern Richtung.

Die Familie der Schwester Zuchem Bogelers, „Hansjoste“ im Dorfe genannt, dachte natürlich nicht daran, eine Waare in dem neuen Geschäft des jungen Seebach zu holen. Lieber wären sie Stunden weit gelaufen oder hätten den Artikel ganz entbehrt, als daß sie dem Schützling und Erben Zuchems hätten Etwas zu verdienen gegeben.

Zuchem Bogeler hatte ebenfalls gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte.

Allein auf den Rath des jungen Zuchem, welcher der Schlaupfopf der Familie war, holten sie auf einmal alle Waaren bei dem jungen Kaufmann und behandelten denselben ebenso freundlich und zuvorkommend, als sie vorher feindselig gegen ihn gewesen waren.

Zuchem Bogeler freute sich zuerst darüber und sagte: „So wehe es ihnen thut, sie müssen in einen sauren Apfel beißen.“

Die kleinen Kramlädchen im Dorf, die früher bestanden hatten, waren zu Grunde gegangen. Und Zuchem Bogeler glaubte anfangs, die Familie seiner Schwester kaufte aus Noth und Verlegenheit bei dem jungen Seebach. Als er aber die immer intimer werdende Annäherung sah, wurde er mißtrauisch.

Er verbot eines Tages dem Kaufmann Seebach gerade=

zu, Waaren an die Familie seiner Schwester abzugeben. Als darauf der junge Seebach ihm die Unmöglichkeit, diese Forderung zu erfüllen, darthat, indem ihm in Folge solcher Weigerung vom Gericht die Concession zu seinem Kaufladen entzogen werden könne, verlangte er, sein Pflegetohn solle seinen Verwandten so lange schlechte und ungenügende Waare geben, bis sie aus dem Laden wegblieben. Aber auch diese Zumuthung wies der Kaufmann zurück, weil sie weder mit seiner Ehrlichkeit, noch mit der Ehre des Geschäfts zu vereinbaren wären.

Da rannte der Alte wüthend aus dem Haus und schrie noch im Hinausgehen: so solle Seebach es auf andere Weise versuchen. Hinaus aus dem Laden müsse dieses Pack, sonst ginge es nicht gut.

Wäre Karl ein energischer Charakter gewesen, so hätte er den Zudringlichkeiten der Familie Hanjost, ebenso wie den Sonderbarkeiten des Fuchem Bogeler, die nöthige Schranke entgegen gesetzt. Aber in seiner Schwäche schwankte er hin und her zwischen der Zähigkeit der Hanjoste, die, als sie merkten, womit sie den Fuchem Bogeler ärgern konnten, nicht leicht zurückzuweisen waren, und zwischen der leidenschaftlichen Heftigkeit des Fuchem Bogeler, der ihn fast wie einen Schulbuben schalt und behandelte.

Der junge Fuchem wußte es so einzurichten, daß er oft eine Viertelstunde und noch länger im Laden stand, sich dann vielleicht noch eine Cigarre ansteckte und den Seebach in das Gespräch verwickelte, daß derselbe in seiner

Gefälligkeit und Artigkeit ihn noch bis an die Hausthüre begleitete. Desters kam sogar die alte Schwester herangehumpelt und setzte sich auf die Treppe des Kaufhauses, rief die Kinder Seebachs herbei und holte aus ihren Taschen Äpfel und Birnen, die sie für dieselben mitgebracht hatte.

Zuchem Bogeler aber, der Alles von seinem Hause aus beobachtete, kochte vor Wuth und unterdrücktem Zorn.

Trotz der Angst und Zaghaftigkeit Karls vor Zuchem Bogeler entwickelte sich sogar nach und nach wieder eine Art Freundschaftsverhältniß zwischen dem jungen Kaufmann und dem jungen Zuchem. Es mag wohl dazu ebensowohl die alte Anhänglichkeit aus den Knabenjahren, wie auch ein geheimer Trotz und eine gewisse Widerspenstigkeit, die sich oftmals bei schwachen Menschen zeigt, wenn sie zu stark unterdrückt werden, mitgewirkt haben.

Der junge Zuchem war ein leichtlebiger Geselle geworden mit flotten Manieren und einer gewissen Bildung, die ein wenig über das Dorf hinausging. Er war Jagdliebhaber und hatte hierdurch und durch sein einschmeichelndes Wesen eine Menge vornehme und feine Bekannte und Freunde in der Stadt, die seinen Umgang duldeten oder sogar suchten. Er war Mitglied von verschiedenen Regelkränzchen und durfte bei keinem Jagdgelage fehlen. Bei solchen Gelegenheiten sprach und trug er sich vollständig wie ein Städter.

Seebach ließ es geschehen, daß sein Freund ihn in seine

Gesellschaften in der Stadt einführte und ihn mit seinen Bekannten und Freunden bekannt machte. Gar manchen Nachmittag waren Beide von dieser Zeit an in der Stadt bei munterer Gesellschaft zusammen und gingen oft spät Abends heim. Das Verhältniß zwischen Beiden wurde stets inniger. Die Frau Seebach warnte häufig genug, aber vergebens. Der schlaue junge Bauer hatte den Kaufmann vollständig im Garn. Zulezt wurden auch noch Geldgeschäfte gemacht. Unter den vornehmen Bekannten waren etliche Schwindler, die Karl gewannen und ihn recht zur Unzeit in Geldverlegenheit brachten.

Denn eben jetzt waren Suchem Bogeler Mittheilungen zugegangen über den geheimen Umgang Karls mit dem jungen Suchem. Die Schwester Bogelers hatte schon dafür gesorgt, daß ihrem Bruder Alles im rechten Lichte dargestellt würde.

Suchem Bogeler war diesmal nicht wie sonst aufgebraust, aber er hatte, vor innerem Grimm knirschend, gesagt: „Jetzt ist es aus.“

Er sah in dem Betragen Karls den schwersten Undank und eine Verfündigung sonder Gleichen, welche die größte Strafe verdiente.

Noch desselben Tages ging er zu seinem Advokaten, der ihm die in das neue Haus und in das Geschäft gesteckten Geldsummen einflagen sollte.

Die Klage des Advokaten war es, die den jungen Seebach zu jener schmachhlichen Flucht bewog, wo er Weib und

Kind in der größten Noth und Verlegenheit zurückließ. Er sah Alles unter sich zusammenstürzen und hatte nicht die Kraft, seinem Geschick in's Angesicht zu sehen, auch nicht einmal den Muth, seiner Frau von allen seinen Verlegenheiten Mittheilung zu machen.

So floh er, allerdings nicht weit, nur nach der nächsten größeren RheinStadt.

Es waren furchtbare Tage der Ungewißheit und Reue, die er dort zubrachte.

Zulezt vermochte er es nicht mehr auszuhalten, und er kehrte in sein Heimathsdorf zurück. Das war an jenem verhängnißvollen Tage, wo sein Bankerott erklärt wurde und sein Haus abbrannte.

Sein brennendes Haus war das Erste, was er sah, und das erste Gesicht, in das er blickte, war das des jungen Zuchem.

„Es war recht, Karl“, sagte dieser, „daß Du dem Unmenschen das Haus abgebrannt hast, ich hätte es auch an Deiner Stelle gethan.“

Seebach erschrad bis auf den Tod. „Du glaubst doch nicht“ . . . stotterte er.

Der junge Zuchem entfernte sich, höhnisch und ungläubig lachend, während Seebach bleich und zitternd da stand. Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß Jeder so denken würde wie der junge Zuchem. Und eilig, wie er gekommen war, floh er wieder, ohne seine Frau und seine

Kinder gesehen zu haben, um derenwillen er gekommen war, während hinter ihm die Stätte, wo kurze Zeit sein Glück geblühet hatte, zusammenstürzte.

IV.

Die Hanjoste.

Das Haus der „Hanjoste“ stand auf der Nordseite des Dorfes, auf dem sogenannten „Kippel“, während Fuchem Bogeler im Unterdorfe wohnte, wo sich südwärts das Thälchen nach dem Rheine öffnete.

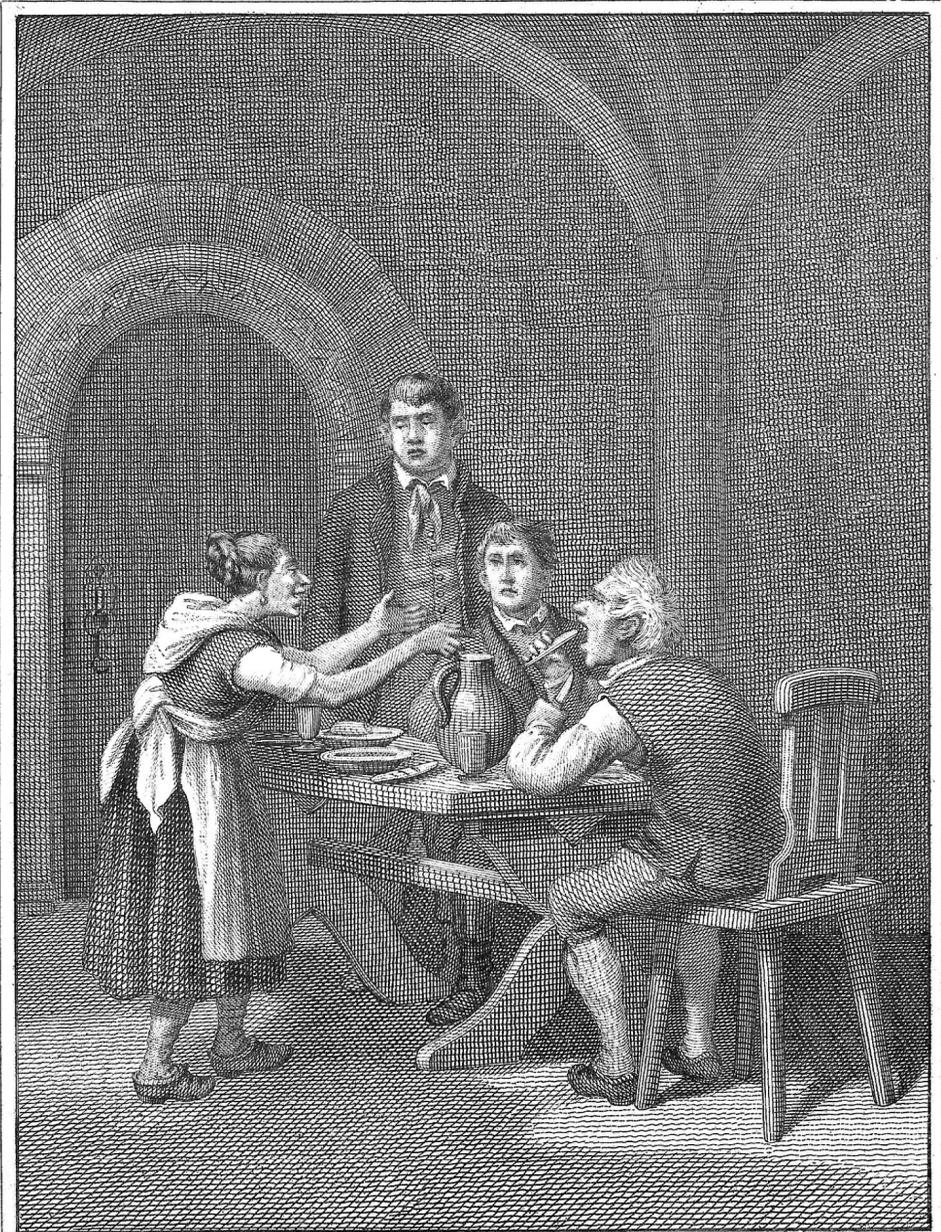
Es war ein uraltes, düsteres steinernes Gebäude mit engen, niedrigen Stuben und kleinen Fensterchen, deren tiefe Nischen die ungeheure Dicke der Mauern bekundeten. Neben dem Hause die Scheune war neu, aber mit ähnlich dicken Mauern als Grundlage, wie denn Ruinen von Mauerwerk, auf denen jetzt Stallungen und andere Häuser gebaut waren, zeigten, daß noch mehrere Gebäude dieser alten, soliden Art dort gestanden hatten. Man nannte den Platz die „Zehntscheuer“, das Haus der „Hanjoste“ aber das „steinerne Haus.“

Vor Zeiten hatten darin die Zehntknechte der Grafen von Katzenellenbogen gewohnt. Nach der Dorfsage sollten sogar die Hanjoste von diesen Zehntknechten herkommen. Jedenfalls waren sie eine sehr alte und sehr reiche Familie. Die Bogelers nur waren noch reicher.

Das Haus der Hanjoste, so unschön und unheimlich es dalag, hatte Einen Vortheil. Wenn Brand ausbrach, war es geschügt. Und doch hatte auch dort schon das Feuer verzehrend gewirkt, wenigstens war ein alter Anbau einst Nachts hinweggebrannt, und es war statt dessen ein Neubau, ähnlich wie das jetzt in Asche liegende Seebachische Kaufhaus, aufgebaut worden, nur kleiner.

In dem Neubau hauste der junge Suchem mit seiner unverheiratheten Schwester zusammen, während der allein verheirathete Hanjost das steinerne Haus bewohnte.

So reich die drei Hanjostischen Geschwister waren, so öde und friedlos war ihr Hauswesen. In dem Häuslein des Kaspar Klas, wo gewiß jetzt viel Leid und viele Armuth wohnte, herrschte mehr inneres Glück. Bei den Hanjosten war Krieg unter sich, Krieg gegen Jedermann und Krieg und Streit im eigenen Herzen. Im dunkelen, düsteren Haus wohnten dunkle, düstere Geister der Nacht, wie Haß und Bosheit, Geiz und Neid, Angst und böses Gewissen. Ihre einzige Freude war Geld zusammen zu scharren und ihr tägliches Vergnügen sich untereinander Bosheiten zuzufügen. Denn Keines der Geschwister konnte das Andere leiden. Doch im Ganzen hielten die beiden jüngeren Geschwister mehr zusammen gegen den ältesten verheiratheten Bruder. Was Alle vereinigte war nur das gemeinsame Interesse, der gemeinsame Haß und das gemeinsame Verbrechen. Denn auch dieses unheimliche, unlösbare Band umschlang sie.



Hatten gemeinsame Berathungen statt, was in letzter Zeit oft genug vorkam, so geschah dieses nach alten Traditionen nur im steinernen Hause in einem gewissen Zimmer, wo der Besitzer des Hauses, ebenso nach alten Bestimmungen, Wein und Butterbrod nebst Käse zu stellen hatte. Es war Letzteres wohl eine unangenehme Last für den Ältesten der Hanjoste, aber die jüngeren Geschwister verzichteten nie auf ihr gutes, altes Recht.

Für den Fortgang unserer Geschichte wird es nothwendig sein, daß wir Einer dieser Berathungen beiwohnen.

Wenn alle Zimmer des steinernen Hauses ein abgeschlossenes, finsternes Aussehen hatten, so war das Berathungszimmer das abgelegenste und finsterste. Man hätte dort Licht brennen können am lichten Tage. Die dicken Mauern und die eisenbeschlagene, starke Thüre aus Eichenholz erinnerten an ein Gefängniß oder an eine Folterkammer der alten Zeit. Wenn die Thüre im Schloß war, drang gewiß kein Ton aus diesem Raum in die Außenwelt.

Das Gemach selbst bot mit seinem altergrauen Kalkanstrich und seinem nothdürftigen Meublement und den Spinnweben an den erblindeten Fensterchen ein ärmliches, trauriges Ansehen. Auch war für die Gäste weder gereinigt, noch ein Tisch gedeckt. Auf der staubigen Platte eines kreuzbeinigen Tisches lag ein großer, runder Laib hartes, rauhes Brod. Daneben stand in möglichst kleinen, runden Schalen Käse und Butter. Der Wein war sicherlich der sauerste und schlechteste, der im Keller zu finden

war, und der steinerne Maaskrug war höchstens bis zu drei Biertheilen gefüllt. Ein einziges kleines geripptes Gläschen diente zum Trinken. Messer gab es nicht; ein solches führte jeder echte Bauer im Sack.

Für einen Theil der Gesellschaft war das hingestellte Essen übrigens auch nur ein Schaugericht. Hanjost aß grundsätzlich Nichts, schon deshalb, um die Anderen nicht etwa auch zum Essen anzureizen. Für den jungen Fuchem war der Wein zu sauer und das Brod zu schwarz. Er war in seinen feinen Gesellschaften an Besseres gewöhnt.

Dagegen aß die Sophie so viel sie vermochte, obwohl sie sonst einen schlechten Appetit hatte. Sie aß auch nur aus Bosheit, um ihren geizigen Bruder zu ärgern und strich dicke Lagen Butter auf äußerst dünne Scheibchen Brod.

Der Hauptesser war jedoch ein alter Onkel der Familie, ein Bruder des verstorbenen Vaters, der ein Recht hatte, an diesen Familienberathungen Theil zu nehmen. Er hatte thöricht genug sein Erbe an die Kinder seines Bruders abgegeben und für sich Pflege, Kost und Wohnung bei dem Ältesten der Geschwister, bei Hanjost, ausbedungen.

Der Arme hätte gern später seinen Schritt zurückgethan, wenn er gekonnt hätte, denn er litt bei dem ausgemachten Geizhals schwarzen Hunger und mußte arbeiten wie der geringste Knecht. Da war denn jedes Mal eine solche Familienberathung mit dem damit verbundenen Essen für den ausgehungerten alten Mann ein wahrer Festtag.

Butter bekam er selten zum Brod, Wein nie. Dafür that er sich denn bei diesen Gelegenheiten, während die Andern schwagten und beriethen, nach Herzenslust wohl. Zum wahren Entsetzen Hanjost's schnitt er jedes folgende Stück Brod größer als das frühere, und Käse und Butter verschwanden nur so, während er den sauren Wein mit einer Lust dazu trank, die eines besseren Getränkes würdig gewesen wäre.

Hanjost hätte gern dem Alten das Messer und das Glas aus der Hand gerungen, wenn er sich nicht vor seinen übrigen Geschwistern gefürchtet hätte. So mußte er sich mit stillem Grimme fügen, während der junge Suchem laut lachte und Sophie den Alten zu immer neuen Angriffen hegte.

Diese Neckerei, durch den schmutzigen Geiz Hanjost's und die Eßgier des Alten hervorgerufen, war übrigens vielleicht die einzige heitere Seite der ganzen Zusammenkunft. Denn diese Leute, die dort im Hinterzimmer des „steinernen Hauses“ zusammensaßen, waren, so ehrbar sie vor der Welt erschienen, und so angesehen sie im Dorfe waren, nicht viel besser als eine gemeine Verbrecherbande.

Ob noch eine gewisse Unredlichkeit von den alten Zehntknechten her, die wohl auch nicht immer die treuesten gewesen sein mögen, den Hanjost's im Blute lag, oder ob der Geiz, der ja eine Wurzel alles Uebels ist, alles Schlimme bewirkte, wer mag das entscheiden?

Diese zähe und sonst an alter Sitte und Brauch hängende Bauernfamilie hatte sich einem Verbrechen hingegeben, das

sonst mehr in den Lug und Trug unserer neueren Zeit paßte. Sie hatten mehrere hoch versicherte Gebäude niedergebrannt, um durch die erschwindelte Versicherungssumme schönere und bessere Bauwerke aufzuführen.

Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß dieses schändliche Verbrechen fast mehr auf dem Lande wie in der Stadt vorkommt, obwohl man gewiß in den Städten den feineren Betrug besser kennt als in den Dörfern, und obwohl der Bauer an seinen uralten, ererbten Wohnsitzen zäher hängt als der Häuser bauende und verkaufende und oft nur zur Miethe wohnende Städter. Und doch gibt es Dörfer, wo eine wahre Brandwuth ausgebrochen zu sein scheint, wo zu gewissen Zeiten kaum die Feuerglocke schweigt.

Jedenfalls trifft leichtsinnige und zudringliche Agenten hierbei viel Mitschuld. Sie drängen den zögernden und sich vor jeder Mehrausgabe scheuenden Bauern so lange, bis er seine Habe versichert, vielleicht zu hoch versichert. Der Bauer gibt aber nicht gern Geld aus, wenn er nicht weiß, wofür er es ausgibt, und so fängt er an zu rechnen. Mancher aber rechnet so lange, bis er sich in's Verbrechen hineingerechnet hat.

So war es wenigstens dem Hanjost ergangen. Er hatte gerechnet, daß, wenn er den alten, baufälligen Anbau an seinem Hause und Scheune, Stallungen und Remise, die zu eng und unpraktisch geworden waren, abbrenne und mit dem Gelde der Feuerversicherung aufbaue, er viel billiger zurecht käme, als wenn er Alles niederreiße und hernach

sein eigenes Geld in die Bauten stecke. Das Brennen aber hatte er von seiner Mutter gelernt, die schon als Kind ein Feuerchen angezündet hatte, und die auch die Urheberin jenes Brandes war, um dessentwillen die Julie Seebach in die Meerlins sprang.

Die beiden jüngeren Geschwister, die Sophie und der junge Suchem, waren bis in die neueste Zeit rein vom Verbrechen geblieben. Der Hanjost und der Onkel hatten das Geschäft besorgt. Da hatte nun plötzlich, ohne daß es zuerst im Familienrath beschlossen worden war, der junge Suchem einen bedeutenderen Brand veranstaltet, als bis jetzt in der Familie Sitte gewesen war. Der junge Suchem war es gewesen, der das Seebachische Kaufhaus niedergebrannt hatte.

Den jungen Suchem beseelte schon längst ein unbezähmbarer Neid gegenüber dem jungen Seebach. Ganz abgesehen von der Erbschaft des Bogeler war das Ziel seiner heißesten Wünsche, ein eben so blühendes Geschäft zu haben, wie das Seebachische und eine solche Stellung, wie sie derselbe als Dorfkaufmann einnahm. Und während er dem Arglosen die größte Freundschaft heuchelte, waren alle seine Gedanken darauf gerichtet, ihn zu vernichten, um an seine Stelle zu treten. Sein neu errichtetes Haus oben auf dem sogenannten „Kippel“ wartete gleichsam auf den Untergang des Seebachischen Hauses; denn es sollte das neue Kaufhaus für das Dorf werden.

Als es nun aber fast über das Hoffen der Hanjoste

hinaus rasch mit dem jungen Seebach zu Ende ging, ergriff den jungen Fuchem bei allem Triumph, den er genoß, eine unnenmbare Hast und Angst, es könne ihm das Glück, das er schon fast mit der Hand faßte, noch einmal aus den Fingern entschlüpfen; Fuchem Bogeler könne sich eines Anderen besinnen, oder es könne sonst ein günstiger Zwischenfall für den bankerotten Kaufmann eintreten. Sein Gewissen mußte ihm ja doch laut genug sagen, daß er gewißlich nicht verdient, der Erbe des Seebach zu werden. So trieb ihn die Unruhe und Aufregung hin und her und ließ ihn Nachts nicht schlafen.

Er fühlte sich nicht eher sicher, als bis von dem prächtigen Haus und den reichen Borräthen nur ein Häuflein Asche übrig geblieben war.

Doch ward ihm auch jetzt nicht die gehoffte Zufriedenheit.

Seine Mutter, die vor Alter halb kindisch war und glaubte, es sei durch den Verlust des Hauses und des Waarenlagers das ganze Bogelerische Vermögen verloren, jammerte und klagte den ganzen Tag und stürzte sich zuletzt, in dem Wahn, sie müßte Hungers sterben, aus Verzweiflung in die Meerlins.

Durch den graufigen Tod der Mutter, deren Liebling er gewesen war, wurde er mehr erschüttert, als man hätte glauben sollen. Dazu wurde er durch die endlosen Vorwürfe seiner Geschwister gequält, die in der Verbrennung des Seebachischen Hauses eine Beraubung an ihrem Erbtheil sahen und durchaus nicht begreifen wollten, wie dieser

Brand nützen solle, obwohl Fuchem ihnen klar zu machen suchte, daß durch den Verdacht, der auf den jungen Seebach als Brandstifter fiel, die Scheidewand zwischen diesem und ihrem Onkel Bogeler noch verstärkt würde.

„Du bist ein elender Hasenfuß und ein nimmersatter Neidhammel“, knirschte sein älterer Bruder. „Wenn Du den einen Brocken im Munde hast, hast Du schon Angst, es könnte Dir ein Anderer den zweiten Brocken nehmen, und aus lauter Angst, ihn zu verlieren, und aus reiner Mißgunst wirfst Du ihn in den Schmutz.“

Die Sophie dagegen ging weiter und verlangte geradezu eine Entschädigung für den Verlust, der ihr durch den Brand geworden sei. Und da sie dieses Lied in den verschiedensten Weisen alle Stunden des Tages sang, trug es nicht sehr zur Behaglichkeit Jung-Fuchems bei.

Am meisten wurde übrigens der junge Mann in Aufregung gesetzt durch die Furcht, seine That könne herauskommen. War er vorher schon ängstlich, hastig und unruhig gewesen, so war er es jetzt erst recht. Wo er Einige zusammenstehen sah, glaubte er, es wäre gewiß von ihm die Rede. Nahm er ein Zeitungsblatt in die Hand, so suchte er, ob Nichts vom Brand oder von ihm darin stünde. Am hellen Tag sah er Gespenster. So schlecht und verderbt sein Herz war und so voll tückischer Anschläge sein Kopf, so feig war sein Wesen. Wie eine Ruthe im Winde wurde er von der Angst hin und her gewehet. Hätte er die kalte Entschlossenheit und die starre Hartnäckigkeit seines

Bruders Hanjost gehabt, er wäre Einer der gefährlichsten Verbrecher geworden.

Diese seine Angst hatte nun in den letzten Tagen neuen Stoff bekommen und war ungleich erhöht worden durch die Gerichtstöne, die das Nachtwächterhorn des kleinen Klas für ihn zu haben schien. Früher hatte er schon hin und wieder Mahnrufe empfangen; aber dieser furchtbare Posaumenton des Gerichts, den Klas nach vollführtem Verbrechen anstimmte, war ihm noch nicht erklungen.

Anfangs packte Zuchem der Aberglaube. Sollte an dem Mondspiegel etwas Wahres sein? Da aber sein scharfer Verstand ihm sagte, daß das Ganze nur spielende Phantasterei des Alten sei, mußte er glauben, daß der Nachtwächter Etwas von seiner That wisse und daß derselbe vielleicht noch mehr Mitwiffer habe.

Zuchems Angst stieg durch diesen letzten Schluß, den er machte, in's Maßlose. Er magerte sichtlich ab und ging unstät umher, oft seiner Sinne kaum mächtig.

Hanjost, der wohl fürchtete, sein Bruder könne am Ende einen dummen Streich machen, hielt einen Familienrath für nöthig, zumal auch noch anderes Wichtige vorlag.

„Es muß etwas Entscheidendes geschehen.“ Mit diesen Worten begann er die Versammlung, während er einen grimmigen Blick auf seinen ausgehungerten Verwandten warf, der heute wieder einen besonderen Appetit entwickelte. „Unser launischer Onkel Bogeler soll sich wieder den Seebachs zuwenden? Hast Du Nichts davon gehört, Zuchem? Es

muß Dich doch auch interessiren? Denn wenn wir das zuließen, wäre unser ganzes bisheriges Mühen umsonst. Aber Du scheinst nur noch Sinn für Deine läppische Angst zu haben. Der alte, kindische Nachtwächter hat Dich richtig in's Bockshorn gejagt. Laß ihn doch blasen, den Narren. Wie oft hat er mir geblasen. Es hat mich nicht mehr genirt, als wenn eine Kuh im Stalle gebrüllt hätte."

"Ja, es muß etwas Entscheidendes geschehen", sagte Zuchem, wie aus tiefem Sinnen erwachend, „und wenn ich den elenden Nachtwächter umbringen muß."

„Dann würde ich Dir eher rathen, Deinen lieben Pather umzubringen,“ erwiderte hämisch Hanjost, „wenn Du doch Jemand umbringen willst. Denn da läge noch ein Sinn drin. Der mondsüchtige Klas kann Dir gar Nichts wollen, aber der Bogeler kann uns um unser Gut bringen, was uns, als seinen nächsten Verwandten, von Gott und Rechtswegen zukommt, und ist vielleicht auf dem besten Wege dazu. Erzähle einmal, Sophie, was Du erfahren hast!"

Sophie war gerade damit beschäftigt, ihrem etwas zaghaften Onkel doppelt so viel Butter auf das Brod zu streichen, wie er selbst gewagt hatte. Hanjost, den Nichts so ärgern konnte, als solche furchtbare Verschwendung, hätte sie lieber gehorfeigt, als zum Reden aufgefordert, aber er bezwang sich für den Augenblick auf eine spätere Zeit, wo es ihm vergönnt wäre, ihr alle Bosheit auf einmal heimzuzahlen.

Sophie konnte, so klein und gebrechlich sie war, eine

ungemeine Würde annehmen, zumal wenn es an's Sprechen ging. Sie wußte, daß sie sich in Betreff der Geläufigkeit der Zunge vor Niemand zurückziehen brauche.

„Ich war im Kirchgarten“, erzählte sie. „Ich wollte einmal nachsehen, ob die Buben und die Späzen noch so viel Kirfchen an unsern Bäumen gelassen hätten, daß es der Mühe werth wäre, unsern faulen Knecht darnach auszuschißen. Auch hätte ich mir gern einmal die Frau Kaufmann Seebach angesehen. Die Leute sagen: daß Waschen und Tagelöhnern bekäme ihr so gut. Sie hätte einen viel besseren Appetit. Selbst Kartoffeln in den Schalen und Dickmilch schmeckten ihr. Auch stünden ihr die kurzen Kleider noch besser, als die seidenen Schleppen. (Nur ein so boshaftes Geschöpf vermochte sich über so viel Unglück, wie die arme Frau zu tragen hatte, lustig zu machen).

Ich sah sie auch wirklich, wie sie mit Hacke und Grabseheit auf Taglohn ging, die vornehme Dame, der es sonst zu viel war, Einem nur ein Pfund Zucker abzuwiegen. O das thut wohl, eine solche Demüthigung mitanzusehen zu dürfen. Ein solcher Augenblick entschädigt Einen für vielen Aerger.

Natürlich ihr vornehmes Wesen konnte sie nicht ganz lassen. Da mußte noch jedes Kind, so rein es auch war, Hände und Gesicht gewaschen haben. Dann kam Jedes einzeln und küßte die „Mama“ und betete, worauf sie dann

mit feierlichen Mahnungen ihre Küchlein zurückließ. Dich hätte die ganze Brut vergiften mögen!“

(Die Freude der Sophie über den Anblick, der sich ihr in ihrem Verstecke bot, muß, ihrem letzten Wunsche nach zu schließen, doch nicht so groß gewesen sein, als sie vorgab.)

Ich wollte gehen, ich hatte mich einmal wieder gelabt an dem Glend meiner Widersacherin, da sah ich, wie unser lieber Onkel Bogeler aus seiner Hausthüre trat. Das wartest du erst ab, wohin der geht, dachte ich. Ich kauerte mich also wieder hinter den Kirschbaum, wo ich die Zeit her gefessen hatte, und von wo aus man das Boglerische Haus und den ganzen Weg bis zum „Wäschborn“ überblicken konnte.

Unser Onkel ging gegen seine sonstige Gewohnheit langsam und bedachtsam. Er schien über Etwas nachzudenken und noch nicht entschlossen zu sein. An der „Meerlins“ blieb er eine Zeit lang stehen. Sein Gesicht hätte ich gern gesehen, das er dabei machte, aber es war zu weit für meine Augen.

Einen Augenblick schien er die Absicht zu haben, nach dem Kirchgarten zu gehen, dann wandte er sich plötzlich um und ging nach dem Wäschborn.

Am Wäschborn blieb er wieder stehen; ja er setzte sich sogar, indem er den Kopf sinnend in die Hände legte. Damals wußte ich nicht, was das Alles zu bedeuten hatte. Jetzt kann ich mir es ungefähr denken.

Hanpeters Marielies hat mir erzählt, daß unser Onkel

an dem Tag, wo unsere Mutter begraben wurde, am Wäschborn einen Auftritt mit dem Seebach seinen Buben gehabt habe; den Hermann hätten die Waschweiber zu ihm geschickt, und dem hätte er einen Fußtritt gegeben, deshalb hätte ihn der Philipp schlagen und beißen wollen, aber unser Onkel hätte auch diesen schwer bedrohet und fortgestoßen.

Ihr wisset“, fuhr die Schwester der Hanjoste fort, „daß der Onkel Bogeler stets eine Schwäche gehabt hat für Alles, was Seebach heißt. So hat er ganz gewiß seine damalige Mißhandlung der Kinder bereut und wußte nur nicht recht, wie er es wieder gut machen sollte. Deshalb saß er da innerlich kämpfend. Seine armselige Schwäche für die Seebachs hieß ihn, Etwas zu thun, dagegen sein Stolz sagte „Nein!“ Daraus allein ist zu erklären, daß er noch zweimal den Weg nach dem Kirchgarten nahm und jedesmal wieder umkehrte. Zuletzt ging er doch noch hin.

Es war ein Glück, daß die Seebachin sich entfernt hatte und auch der Kaspar Klas nicht zu Hause war, es wäre vielleicht schon wieder eine Aussöhnung erfolgt.

Dem Fuchem Bogeler war es offenbar lieb, daß er die Kinder allein zu Hause traf. Dieselben wollten anfangs vor ihm fortlaufen, aber er verstand es, sie wieder zutraulich zu machen.

Wenn der Philipp nicht in der Schule gewesen wäre, wäre es nicht so glatt abgegangen. Denn derselbe soll einen erschrecklichen Grimm auf den Alten haben. Mit den

Mädchen dagegen und dem kleinen Hermann hatte er leichtes Spiel, zumal nachdem er Jedem einen blanken Thaler geschenkt hatte.

Und nun hättet Ihr den alten Narren sehen sollen, wie er, auf der Bank vor dem Hause sitzend, mit den Kindern sich fast kindisch geberdete. Er nahm den kleinen Hermann etliche Mal auf den Schooß und herzte ihn, ja er küßte ihn sogar. Ich konnte es fast nicht mehr ruhig mitansehen. Dann ließ er sich von der Plaudertasche, dem Käthchen, Alles, was sie wußte, von der „Mama“ erzählen. Auch nach dem „Papa“ fragte er ein paarmal. Er ging nicht eher, bis Eines der Kinder frohlockend rief: „Der Onkel Alas kommt.“ Da machte er sich mit eiligen Schritten davon.“

„Nun, Ihr Schlauköpfe“, redete sie ihre Brüder an, „jetzt sprecht einmal, was zu thun ist! Kann unsere Sache schlechter stehen? Während Ihr glaubt, es sei Alles gewonnen, scheint Alles verloren zu gehen. Jetzt sage ich zum ersten Mal, unser Suchem hat Recht gehabt, als er das Seebachische Haus ansteckte. Wenn dasselbe stünde, würde in der kürzesten Zeit der Seebach wieder darinsetzen, und wir wären gerade so weit, wie vorher.“

Der junge Suchem, der bei der nahenden Gefahr, die ihrem ganzen Unternehmen drohete, seine Angst etwas vergaß, und der durch das Lob seiner Schwester sich frisch angefeuert fühlte, sagte: „Der Hanjost hat Recht: es muß etwas Entscheidendes geschehen. Wenn jetzt eine Ausföh-

nung erfolgte, würde es uns schwer werden, jemals wieder Unfrieden zu säen. Der schlimmste Streich, der uns jetzt gespielt werden könnte, wäre der, daß bei der friedlichen Stimmung des Alten der Seebach selbst zurückkehrte.“

„Der ist zurück“, rief Sophie, während alle drei, bleich werdend, sich anstarrten.

„Ja, das Nähjanchen, das gestern in der Stadt nähete, hat ihn, da es gerade zum Fenster hinaus sah, vorbeigehen sehen. Es sagte, es hätte ihm einen Stich durch das Herz gegeben, so blaß und elend sähe derselbe aus, und als ich es schalt, daß es mit so einem heruntergekommenen Menschen Mitleid habe, wollte es böse werden. Ich habe mir vorgenommen, die dumme Person deshalb nicht mehr in's Haus zu nehmen. Aber nicht bloß das Nähjanchen, auch Altschultheiße Annemarie hat ihn gesehen, und zwar hier im Dorf. Als sie des Abends spät von dem Wäschborn kam, habe er an der „Meerlins“ gestanden, sagte sie. Sie wäre bis auf den Tod erschrocken und sei gelaufen, was sie laufen konnte. Denn er hätte ausgesehen wie ein Gespenst, und es wäre auch vielleicht nur ein Gespenst gewesen.“

„Da ist es allerdings Zeit zu handeln“, sagte der junge Fuchem, der jetzt wieder zu seiner vollen Energie erwachte. „Ich habe auch schon einen Plan.“

„Vor allen Dingen muß der Seebach aus dem Wege. Das geschieht aber am besten dadurch, daß man ihn als den Brandstifter seines eigenen Hauses anklagt. Er kann

ja nicht leugnen, daß er denselben Abend hier am Orte war, und daß er kurz nach Ausbruch des Feuers sich entfernt habe. Vielleicht finden sich sogar noch mehr Verdachtsgründe. Dabei muß man die Gensdarmarie benachrichtigen, daß er in verdächtiger Weise zur Nachtzeit hier herumstreift, damit er aufgegriffen wird.

Doch bevor das Letzte geschieht, muß noch Etwas geschehen. Das Haus und die Hofraithe Juchem Bogelers müssen abbrennen. Erschrecket doch nicht! Er ist ja gut versichert, und wenn wir es in Händen haben, ist es eine Kleinigkeit, Alles wieder aufzubauen.

Dieser Brand fällt folgerichtig dem Seebach, der ja schon so wie so im Verdachte steht, zur Last. Von einem Ausgleich und einer Versöhnung mit dem Bogeler kann natürlich dann niemals mehr die Rede sein.

Aber das ist nur der ungünstigste Ausfall des Brandes. Wenn sich Alles günstiger gestaltet, kann ja auch der Alte einen Schaden nehmen und das Testament verbrennen.

Die drei Geschwister tauschten bei diesen Worten einen Blick aus, der ihre tiefsten Gedanken verrieth, die in seltener Uebereinstimmung sämmtlich auf Mord gerichtet waren. Sie erschrocken aber selbst über ihre Einstimmigkeit und daß Jeder von den Anderen sich so ganz und gar verstanden sah, und verstummten plötzlich sämmtlich.

Der Hanjost war der Erste, der sich wieder erholtte. „Du bist ein Teufelskerl, Juchem, und weißt immer, was

Noth ist, aber jetzt sage auch, wann und wie soll es geschehen?“

„Jedenfalls die nächstfolgende Nacht“, erwiederte Suchem, „wann ich die Gensdarmen dem vermeintlichen Brandstifter auf die Spur gehehrt. Bei alledem, daß schwerlich ein Verdacht auf uns fällt, bleibt es ein gefährliches Spiel, und wir müssen noch eingehend Alles bereden.“

Nun steckten noch längere Zeit die drei sauberen Geschwister die Köpfe zusammen und flüsternten sich einander zu, als fürchteten sie selbst, den steinernen Mauern ihre schrecklichen Pläne mitzutheilen.

Der alte Onkel aber aß und trank währenddessen ungestört nach Herzenslust. Und als er merkte, daß die Gesellschaft sich auflösen würde, schob er noch rasch etliche Butterbröde, die er bereits zurecht gemacht hatte, in seine weiten Taschen.

V.

Noch ein Brand.

In dem Häuschen des kleinen Kaspar Kas war die Freude eingekehrt. Der Briefbote hatte der Frau Seebach einen Brief von ihrem Gatten abgegeben. In ihrer Aufregung hatte die arme Verlassene lange nicht den Muth, den Brief nur zu öffnen. Sie zitterte an Arm und Bein,

so daß sie sich setzen mußte. Dann schluchzte sie laut auf, und als die Kinder voll Besorgniß sich um sie sammelten, küßte sie Eines nach dem Andern unter fließenden Thränen und sagte mit gebrochener, durch Weinen erstickter Stimme: „Euer guter Papa lebt. Er ist nicht todt.“

Sie küßete die theuren, unvergeßlichen Schriftzüge der Adresse, die ihr die erste Lebenskunde von dem Verschollenen brachten.

Ein Berg von Kummer und Sorge wälzte sich von ihrer Brust. Er hatte nicht Hand an sich gelegt. Er war noch unter den Lebenden. Nun konnte noch Alles gut werden.

Ein Blick auf das Postzeichen, das der Brief trug, ließ sie laut aufschreien. Ihr Mann konnte nicht einmal weit sein, denn auf der Adresse war die nächste Stadt angegeben.

Jetzt hatte sie den Muth, den Brief aufzubrechen. Mit fieberhafter Hast überlas sie denselben, um ihn dann nochmals und dann noch einmal zu lesen.

Ein seliges Lächeln zog über ihr vom Kummer gebleichetes, schönes Gesicht, während noch Thränen in den Augen standen.

„Unser „Papa“ kommt, wenn wir ihn rufen“, sagte sie, zu den Kindern gewandt. „Er ist gar nicht so weit fort gewesen, als wir geglaubt hatten. Desters, wenn wir ruhig schliefen, hat er am Fenster gestanden und hat schmerzvoll nach uns hingeblickt.“

Während die Frau Seebach durch ihre Bemerkungen

unter ihren Kindern einen wahren Jubel erregte „Papa kommt, Papa kommt!“ und auf der anderen Seite eine Menge Fragen bewirkte: Warum ist er nicht schon gekommen? warum hat er am Fenster gestanden und ist nicht hereingekommen? wann kommt er denn? sagte sie, alle diese Fragen überhörend, zu Kaspar Klas, der mit der größten Theilnahme Alles beobachtete: „Sehet Ihr, Vetter Klas, ich habe doch nicht geträumt. Ich habe allerdings sein Gespenst nicht gesehen. Er ist wirklich dagewesen. Leset einmal den Brief! Hier ist er. Der arme Mann hat mehr ausgestanden als wir. Ich will ihm aber sofort antworten.“

Der Brief enthielt mit den rührendsten Worten Bitten um Verzeihung. „Er sei“, sagte der junge Seebach darin, „durch das Plötzliche des Schlages, der ihn betroffen hätte, und durch die Größe der Schmach, die ihn erwartete, ganz kopflos geworden. Wie ein feiger, unbesonnener Knabe sei er vor der Gefahr in's Blinde davongelaufen, ohne daran zu denken, was für Folgen seine Flucht haben könne.

Er nannte sich selbst einen „herzlosen Egoisten“ und eine „erbärmliche Miethlingsseele“, die, ungleich dem guten Hirten, vor dem Wolfe flieht und die Heerde im Stich läßt.

Erst als er nüchtern geworden und mit kaltem Blute über seine That nachgesonnen habe, sei es ihm klar geworden, wie schwer er sich an seiner Gattin und an seiner Familie versündigt habe. Er habe ein Verbrechen an dem Vertrauen und der Liebe seiner Gattin begangen, das nie wieder gesühnt werden könne. Er habe der Schmach ent-

gehen wollen und habe erst recht Schmach und Schande auf sich und seine Familie gehäuft.

Wie es ihn aber zuerst in fast wahnsinniger Furcht von zu Hause fortgetrieben habe, so habe ihn jetzt mit fast noch stärkerer Gewalt die Neue heimgezogen. Doch habe er sich gefürchtet, allerdings nicht mehr vor den fremden Leuten, sondern vor seiner eigenen Gattin und seinen eigenen Kindern.

Was sollte er seinen Kindern sagen, wenn sie ihn fragten: „Papa, wo bist du gewesen?“ oder was sollte er antworten, wenn seine Gattin ihn vorwurfsvoll anblickte und sagte: „Warum hast du mich verlassen, Karl?“

Mußte er, der erbärmliche Feigling und Bankerotteur, wie er sich selbst bezeichnete, nicht in den Boden sinken? Konnte er seiner Frau und seinen Kindern in die Augen blicken?

Doch endlich habe er in der Sehnsucht und Sorge seines Herzens selbst diese Scheu überwunden und sei heimgeeilt, aber zu der unglücklichen Stunde, als das Haus in Flammen stand. Damals habe ihn der Verdacht, den der junge Fuchem auf ihn geworfen habe, als sei er der Brandstifter, wieder fortgetrieben.

Zugleich fiel mir,“ fuhr Seebach in seinem Briefe fort, „wieder auf die Seele, wie ich durch die leichtsinnige Verbindung mit diesem Manne, vor der du mich oft warntest, an unserem ganzen Unglück schuld bin, und ich verlor wieder meinen Muth. Nur nächtlicher Weile habe ich durch die Fenster einen Blick nach euch Lieben thun dürfen. Wenn

ich das nicht gehabt hätte, hätte mich die Reue und das Heimweh getödtet. Nun aber ist aller Stolz bei mir fort. Ich kann jetzt auch von dir die schwersten Vorwürfe ertragen und von den Kindern die schlimmsten Fragen, wenn ich nur heimkommen darf. Tausend mal sage ich mir, ähnlich wie der verlorene Sohn: „Ich will mich aufmachen und zu Frau und Kindern gehen.“

O verstoße den reuigen Sünder nicht. Laß mir nur das Eine Wörtchen: „Komm!“ durch ein paar Zeilen zugehen, dann liege ich zu Deinen Füßen, Du Reine, Du Hohe, Du kampfbewährte Dulderin.“

Als Kaspar Klas die Stelle im Briefe las, wo gesagt wurde, daß der junge Fuchem den Seebach als Urheber des Brandes in seinem eignen Hause bezeichne, fuhr er ordentlich zusammen vor Schrecken. Am Morgen desselben Tages war dem Klas ein Gensdarm begegnet, der von ihm auf das Angelegenste den Aufenthaltsort des Kaufmann Seebach zu erkunden suchte.

„Gib Acht, das hängt zusammen“, sagte er sich. „Auch die Unruhe im Hause der Hanjoste, die mir nicht gefallen wollte, steht damit in Beziehung. Ich habe es doch gemerkt, daß Etwas in der Luft liegt.“

Das Herz des kleinen, treuen Mannes preßte sich zusammen vor unsäglicher Angst.

„O Gott im Himmel!“ betete er, „laß das Werk der verruchten Bosheit nicht gelingen und behüte diese arme

Familie, die in Liebe sich wieder zu vereinigen sucht, vor dem drohenden Schlag.“

So angst und bange es dem kleinen Kaspar war, verrieth er sich doch nicht, weder durch eine Miene noch durch ein Wort.

Er hätte sich der Sünde gefürchtet, die heilige Freude zu stören, wo in diese armen, verwaisten Herzen neue Hoffnung einzog, oder in dieses selige Familienglück, an dem die Engel im Himmel sich freuen mußten, einen Wermuthstropfen fallen zu lassen.

Kann es irgend auf Erden etwas Heiligeres geben als solch ein liebendes Frauenherz, das in Demuth und rührender Milde den reuigen Mann zurückruft? Können jemals zärtlere Töne angestimmt und lieblichere Thränen geweint werden? Mit wie feinem Tact weiß solch ein Herz zu reden oder zu schreiben. Wie sorgfältig wird jedes verletzende Wort vermieden und dagegen möglichst viel Erhebendes, Ermuthigendes eingestreut, um fast unvermerkt dem Gatten und Vater die verlorene Würde wiederzugeben.

In derselben Weise hatte auch die Frau Seebach geschrieben und hatte alle ihre Kinder Briefe schreiben lassen an ihren Papa, worin sie ihr freundliches Begegniß mit dem Juchem Bogeler meldeten.

Wer nicht selbst schreiben konnte, dem führte sie die Hand. So auch dem Jüngsten, das nur hinzu kritzeln sollte: „Komm Papa!“

Der kleine Kaspar Klas hatte sich währenddessen unver-

merkt entfernt. Ihn trieb die Unruhe und die Angst hinaus. Er mußte spioniren gehen. Hauptsächlich hielt er das steinerne Haus, wo die Hanjoste wohnten, im Auge.

Daß der kleine Klas immer mehr wie andere Leute, was im Dorfe vorging, wußte, haben wir schon einmal gesagt. Er wußte auch manches Zukünftige, was er vorher sagte, und was wirklich später eintraf, allein er wußte dieses Alles nicht durch den Mondspiegel, wie er behauptete, sondern durch eine ihm unbewußte, außerordentliche Gabe, Leute und Verhältnisse zu beobachten und aus dem Beobachteten seine Schlüsse zu ziehen.

Es war wirklich merkwürdig, wie richtig er die Stimmung oder die Pläne und Absichten der Einzelnen aus Kleinigkeiten, die ein Anderer nicht bemerkte, erkannte.

Aus einer Veränderung des Schrittes oder der Stimme, aus dem Knallen der Peitsche, aus dem Gigen der Mütze, aus der Kleidung selbst und aus hundert ähnlichen Dingen wußte er ganz deutlich, ob es Verdrießlichkeiten daheim gegeben hatte, ob Einer einen vortheilhaften Handel oder Kauf abgeschlossen oder ob er Schaden erlitten hatte, ob Einer einen Prozeß in der Stadt zu führen gedachte, oder ob er zum Doktor ging, oder ob er nur Etwas beim Eisenhändler oder Krämer holen wollte, und was eben dergleichen mehr war.

Wenn er dann aber Abends da stand und in den Mond und die Sterne schaute und seinen Gedanken nachhing, dann kam es in Folge der Beobachtungen, die er, man möchte

sagen, unbewußt über ein Haus oder über Einzelne gesammelt hatte, wie eine Art Eingebung über ihn, und er sah deutlich, was entweder schon eingetreten war, ohne daß man es erfahren hatte, oder was eintreten konnte, und was wirklich nachher oft eintrat.

Da er selbst mit seinen ihm einwohnenden Fähigkeiten völlig unbekannt war, suchte er den Grund seines merkwürdigen Wissens im Anschauen des Mondes, ebenso wie er die Resultate seiner innigsten Gebete und seines eifrigen Bibelforschens, die ihm bei seinem nächtlichen Sinnen wie neue Offenbarungen entgegentraten, in den Sternenhimmel verlegte.

Es lag ja gewiß viel Thorheit und eine gewisse eigenfinnige Verkehrtheit in diesen Anschauungen, aber der Mann war einmal so und fühlte sich glücklich dabei, und zugleich hat er doch, wie wir schon andeuteten, mit seiner Sternensprache manchem bekümmerten Gemüth Trost und Stärkung gegeben und mit seinem Mondspiegel manches Schlimme rechtzeitig entdeckt.

So wußte er, ohne daß es sonst Jemand ahnte, daß der junge Fuchem das Seebachische Haus angezündet habe, wie er auch gar wohl die Urheber der übrigen Brände kannte.

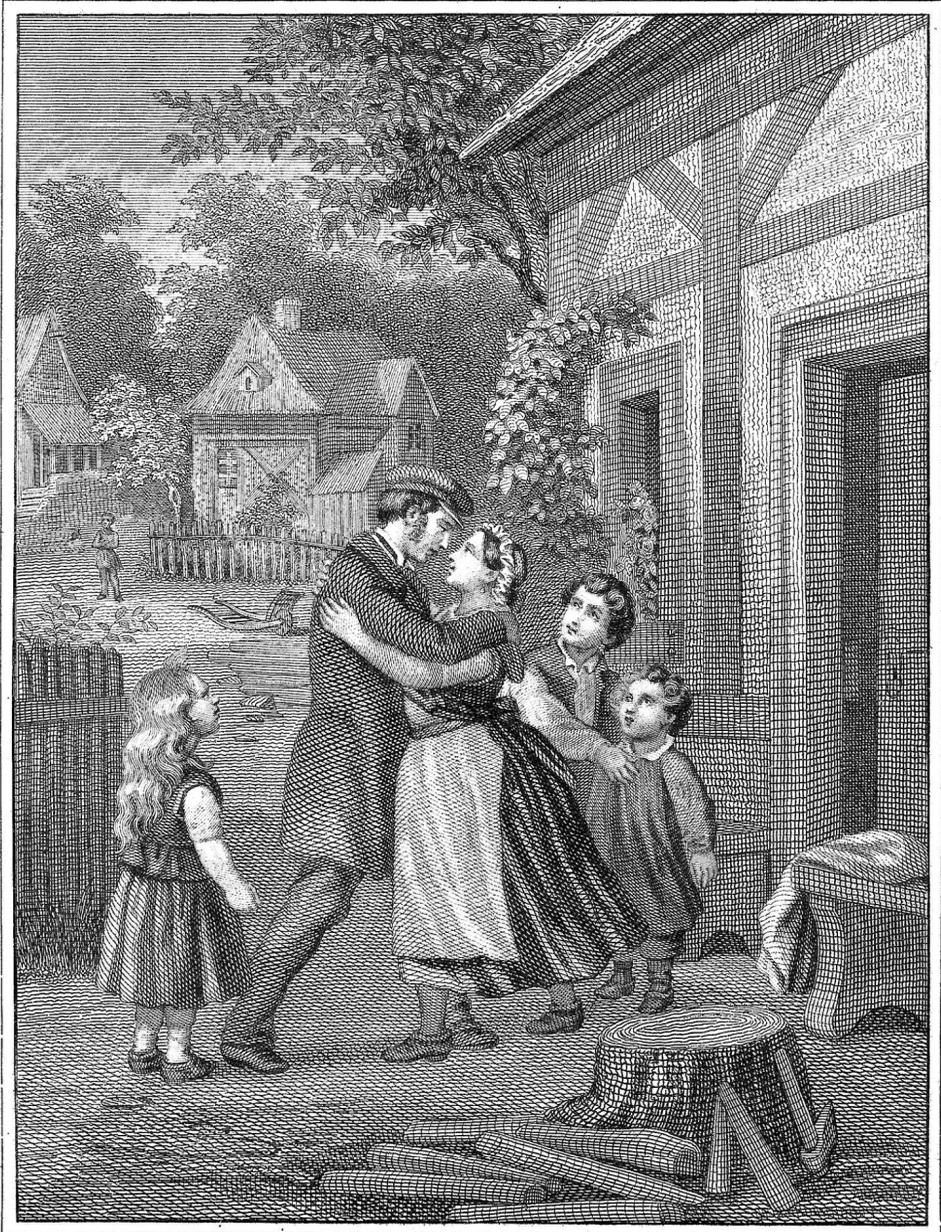
Anfangs hatte er ja, wie wir wissen, den jungen Seebach für den Schuldigen gehalten, allein als die Gattin desselben ähnlichen Vermuthungen mit der größten Ent-

schiedenheit und Kraft entgegentrat, lenkten sich des Alten Beobachtungen, wie von selbst, auf das steinerne Haus.

Es war nicht schwer, das scheue und veränderte Benehmen Jung-Zuchems wahrzunehmen. Das mußte Jedermann auffallen. Doch der Alte sah mehr. Er merkte, wie Zuchem geflissentlich den Brandplatz mied, und daß er, selbst wenn er einen Wagen mit sich führte, lieber einen Umweg machte, als daß er dort vorbeifuhr. Dagegen sah er ihn eines Abends geradezu die Trümmer des Brandhaufens auffuchen. Ein Anderer wie Klas wäre arglos vorübergegangen, aber der beobachtende Alte schaute mit höchstem Interesse dem sonderbaren Gebahren des jungen Mannes zu.

Er sah, wie derselbe von einem Verstecke aus, das er vorher aufgesucht hatte, auf einen freien Raum heraustrat und dann an einem stehen gebliebenen Mauerrest emporstieg, wo er einen Schwefelfaden befestigte. Als Jung-Zuchem damit zu Ende war, ging er in sein Versteck zurück, strich dort ein Zündhölzchen an und entzündete damit den Schwefelfaden. Hierauf aber blickte er sich nach allen Richtungen und allen Fenstern der Nachbarhäuser um, ja er ging selbst bis an das nächste Haus und versuchte, ob man von dort aus das Glimmern des Schwefels entdecken könne.

Kaspar Klas war bis auf die Brandstätte dem jungen Manne nachgeschlichen und glaubte jeden Augenblick, er würde von ihm entdeckt werden. Doch entfernte sich nach einer Weile Zuchem, ohne ihn bemerkt zu haben. Offenbar hatte denselben die Angst, bei seiner Brandstiftung beobachtet



worden zu sein, getrieben, sich noch einmal zu überzeugen, daß ihn Niemand habe sehen können und hatte darum seine ganze Brandstiftung noch einmal durchgemacht.

So muß der Verbrecher oft durch allzugroße Klugheit nach Gottes Rath seinem eigenen Verbrechen auf die Spur helfen.

Wenn Jung = Zuchem seine Kluglichkeit nicht zu weit getrieben hätte, wäre der kleine Nachtwächter so leicht nicht auf den Gedanken gekommen, ihn für den Brandstifter zu halten. Nun aber war er seiner Sache gewiß. Dort an der Mauer, wo Zuchem in die Höhe gestiegen war, war früher ein Fenster gewesen, das in einen Theil des Ladens führte, wo besonders brennbare Stoffe lagen. Das Fenster hatte der Verbrecher in irgend welcher Weise zu öffnen gewußt und dort hinein einen Schwefelfaden geführt, den er in dem Versteck, wo der Alte nachher noch ein Stück Schwefelfaden und ein messingenes Zündhölzchenbüchsen fand, angezündet hatte.

Noch größere Gewißheit wurde dem Kaspar Klas, als man im Dorfe davon sprach, daß der junge Zuchem an die Stelle des abgebrannten Kaufhauses in seinem Hause ein Geschäft anlegen wolle.

Bei seinen neuesten Beobachtungen im steinernen Hause war Klas nicht sehr glücklich im Entdecken. Er fand nur den Zuchem frischer und muthiger, den Hanjost dagegen noch finsterner und verschlossener. Am meisten aber merkte er an dem alten Onkel, da er denselben öfters antraf, daß

er verstohlen ein Butterbrod verzehrte. Das deutete auf öftere Berathungen und daß die Hanjoste etwas Wichtiges vorhatten.

Der Alte ahnte eine Gefahr für seine Lieben, aber in was sie bestand, konnte er nicht genau sagen. Er forschte und beobachtete, soviel er vermochte, aber wird es ihm gelingen, seine theuren Hausgenossen zu schützen?

Der junge Seebach war auf den Ruf seiner Gattin gekommen. Doch erst als die Schatten der Dämmerung auf der Gegend lagerten, wagte er das Dorf zu betreten.

Eine laue, liebliche Sommernacht war angebrochen. Nur von den westlichen Höhen des Hunsrücks drang noch ein heller Schein herüber. Die Frau Seebach saß auf der Bank vor ihrem Hause, die Seele voll banger Erwartung. Ihre Kinder umgaben sie. Sonst lagen dieselben längst um diese Zeit im Bette. Heute durften sie aufbleiben, weil der „Papa“ kommen sollte. Aber eine Viertelstunde nach der anderen verrann. Die Kinder wurden schläfrig und schliefen ein, ihre Köpfchen auf der Mutter Schooß. Der liebenden Frau wurde das Herz recht schwer. Wenn der Abendwind so geheimnißvoll durch die Blätter des nahen Kirschwaldes rauschte, durchschauerte es sie.

Horch, da naheten leise, leichte Schritte. „Der Papa!“ rief Philipp, der Wache hielt.

Siehe, da stand die Frau bleich und zitternd. Sie knickte fast zusammen vor Aufregung. Sie sah die dunkle Gestalt ihres Mannes sich fast schüchtern nahen. Dann

lagen sich die Gatten schluchzend in den Armen, während die Kinderschaar sie umringte, als wollte sie ein unzerreißbares Band um Beide schlingen.

Die Kinder waren es auch, in denen sich die beiden Gatten, die nach der ersten Begrüßung sich ein wenig scheu und fremd begegneten, zuerst wieder fanden. „Wollen wir nicht heute einmal wieder gemeinschaftlich die Kinder zu Bette bringen?“ sagte die Frau, ihren Mann liebevoll anblickend. „Die Armen sind heute über die Zeit aufgeblieben. Dafür bekommen sie aber auch einen Gutenacht-Kuß vom Papa und Hermännchen darf mit Papa beten. Er hat anfangs gar nicht beten wollen, weil ihn Papa nicht beten ließ.“

Dem noch immer etwas beklommen dreinschauenden Seebach stürzten die Thränen aus den Augen. Er drückte seiner Frau warm die Hand und nahm den kleinen Hermann auf den Arm und küßte und drückte ihn und ging voraus mit ihm in das Haus, während die Anderen jubelnd folgten.

Die Kinder schliefen schon lange. Die beiden Gatten hatten sich längst wiedergefunden in treuer Liebe und innigem Gebet zu Gott und saßen in liebevollem Gespräche, zu den funkelnden Sternen aufschauend, in denen ihr kleiner Freund die wunderbare Sprache Gottes las.

Da kam eine neue Prüfung über ihren kaum wieder geschlossenen Bund.

Plötzlich schlug aus den gegenüberliegenden Häusern eine

helle Feuerlohe auf; „Feuer! Feuer!“ brüllte es in den Straßen des Dorfes. Der kleine Kaspar Klas blies in mächtigen Tönen Alarm mit seinem gewaltigen Wächterhorn, und gräßlich klangen die dumpfen, schaurigen Töne der Feuerglocke in die stille Sommernacht.

„O Gott, o Gott!“ erscholl es fast zu derselben Zeit aus Beider Mund. Warum schon wieder ein Brand am Tage der Heimkehr? Sie fühlten es Beide zugleich als ein schweres Unglück, das sie heimsuchte.

Seebach war vor die Thüre getreten, um nach dem Feuer zu sehen. Seine Zähne klapperten vor Aufregung. Es dunkelte ihm fast vor den Augen, als er sah, wo der Brand ausgebrochen war. War das nicht Juchem Bogelers Gehöfte? Der sonst starke Mann mußte sich mit der Hand am Thürpfosten halten, um nicht umzufallen.

Doch noch eine andere Hand stützte ihn. Das war die Hand seines treuen Weibes, das, nachdem es noch einen sorgenden Blick auf die Kinder geworfen hatte, ihm nachgefolgt war und ihm nun „Muth! Muth! Mann!“ in die Ohren flüsterte.

Siehe, da kam Einer von dem Brandplatz durch den Wiesengrund herübergelaufen.

„Wo brennt's denn?“ rief ihm Seebach noch voller Aufregung entgegen.

Der Mann blieb stehen. Es war Einer der Schwiegeröhne des kleinen Klas. Er war erstaunt, Herrn Seebach hier zu finden. Ihn sich noch näher ansehend, sagte er:

„Ihr seid es, Herr Seebach? Ich meinte doch schon an der Stimme Euch zu erkennen? Ihr fragt, wo es brennt? Ich meine, wer das Feuer angesteckt hat, müßte am besten den Ort wissen, wo es ist.“

Seebach zuckte bei diesen Worten zusammen. Der Schlag war gefallen, den beide Gatten gefürchtet hatten. Die Frau drückte ihrem Manne warm die Hand und flüsterte: „Sei stark, Karl, sei stark!“

„Ihr seid ja doch der Brandstifter!“ fuhr der Mann gesprächig fort. „Das ganze Dorf weiß es und sagt es, daß Ihr zuerst Euer Haus und jetzt das Bogelerische Haus angesteckt habt. Ich hätte es Euch nicht zugetraut und hätte es auch nicht geglaubt, wenn es nicht Euer bester Freund, der junge Suchem, gesagt hätte. Macht Euch nur so schnell wie möglich aus dem Staube! Die Leute im Dorf sind so aufgebracht, wenn sie Euch erwischen, schlagen sie Euch todt. Auch die Gensdarmen suchen Euch schon. Ich sollte es Euch gar nicht sagen. Denn es ist Unrecht, einen solchen Verbrecher der Strafe des Gerichts zu entziehen. Aber Ewere Frau und Ewere Kinder dauern mich.“

Mit diesen Worten war der Mann weiter geeilt. Er war ein sogenannter „Feuerläufer.“ Das heißt: Er hatte im nächsten Dorfe den Brand anzuzeigen und zur Hilfe aufzufordern.

Seebach stand noch eine Weile fast erstarrt von dem Gehörten da, dann sagte er dumpf: „Fort, fort!“

„Nein, Du bleibst,“ sagte die Frau mit merkwürdiger Energie. „Es mag kommen, was da will, wir stehen unter Gottes Schutz und fürchten uns nicht. Bist Du nicht unschuldig? Warum willst Du fliehen? Willst Du Deinen Widersachern in die Hände arbeiten, daß sie sagen können: „Sehet, er ist schuldig, denn er ist geflohen? Wir stellen Alles Gott anheim. Er wird schon unsere Sachen führen. Die Rechte des Herrn behält den Sieg.“

Wir zwei aber trennen uns nicht wieder. Wir sind lange genug getrennt gewesen. Wir stehen zusammen in Freud und Leid. Ich bin Dein guter Kamerad, der mit Dir steht und fällt. Ich spreche ähnlich, wie die fromme Ruth sprach: „Rede mir nicht darein, daß Du mich verlassen willst und von mir umkehren. Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen; wo Du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott ist mein Gott. Wo Du stirbst, sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und Dich scheiden.“

Waren es die Lehren des kleinen Knaus oder war es die Freude, ihren lang verlorenen Gatten wiedergefunden zu haben und an ihrer Seite zu wissen, das Weiblein zeigte eine Glaubensfreudigkeit und eine Kraft der Liebe, die selbst den schwachen Gatten mit fortriß.

Denn als die Frau jetzt sagte: „Die Kinder schlafen. Gott und seine Engel bewachen sie; darum laßt uns Beide direkt auf den Brandplatz gehen und der Gefahr muthig

in's Antlitz schauen; wie unser Freund Klas sagt: „der liebe Gott will uns demüthig im Unglück, aber auch muthig —“ da ging er mit.

Es war das erste Mal im Leben, daß der junge Mann einem hereinbrechenden Unglück, Gott vertrauend, entschlossen entgegenging.

Als das Ehepaar auf dem Brandplatz erschien, herrschte dort eine solche Verwirrung, daß dasselbe gar nicht weiter beachtet wurde. Zunächst fehlte es an Wasser in Folge einer anhaltenden Trockenheit. Eben wurde erst eine lange Kette nach der Meerlins zu gebildet, um von dort Wasser für die Spritzen herbei zu schaffen. Dann aber war der Besitzer des Hauses, das brannte, Juchem Bogeler, selbst in Todesgefahr, indem er aus dem Zimmer, wo er schlief, sich nicht rechtzeitig hatte retten können. Es ertönten seine Angst- und Hilferufe wahrhaft erschrecklich in die Nacht hinaus.

Man hatte den Bogeler anfangs nicht vermißt, bis er am Fenster erschien und mit wilden Geberden hinunter rief: „Ihr Leute, helft mir, ich muß sonst rettungslos verbrennen. Eine verruchte Hand hat mich in meinem Zimmer eingeschlossen.“

Die Leute hätten gern geholfen, wenn sie nur gewußt hätten, wie. Denn daß Hilfe noth war, konnte schon daraus erkannt werden, daß Juchem Bogeler sich so weit demüthigte, daß er Hilfe Anderer in Anspruch nahm.

Neben der Brandstiftung lief offenbar ein mit feinsten Bosheit angelegter Mordplan her. Jede Rettung schien von vornherein bereitet.

Das Schlafzimmer Bogelers lag im zweiten Stock und ziemlich hoch von der Erde. Dabei waren die Fenster mit einem Eisengitter versehen, das der Vater Fuchem's zur Zeit des „Schinderhannes“ hatte machen lassen, um sich vor Einbrüchen zu schützen. Wenn also die Thüre, die außerdem von Eichenholz gemacht und mit starkem Verschluss versehen war, von außen verschlossen wurde, war der Insasse wie ein Gefangener und mußte, wenn nicht Hilfe kam, in den Flammengluthen zu Grunde gehen.

Woher aber sollte die Hilfe kommen? Das Feuer schien im Innern ausgebrochen zu sein. Alle Zugänge und Treppen wenigstens, die in den zweiten Stock führten, standen in hellen Flammen oder waren schon zusammengestürzt. So war es eine Unmöglichkeit, die Thüre des Schlafzimmers zu öffnen, und selbst wenn sie geöffnet wurde, konnte sich Niemand durch dieselbe retten. Es blieben also nur die Fenster zur Rettung übrig. Aber wie sollte sie dort geschehen?

Leitern stellen und das Eisengitter zu durchbrechen suchen? O wie gern hätte man das gethan, wenn es nur möglich gewesen wäre.

Unglücklicherweise war vor den Fenstern des Schlafzimmers, die nach dem Hofe zu gingen, ein langes schuppenartiges Gebäude an die Wand des Wohnhauses gelehnt,

so daß die Spitze des Daches desselben fast bis an die Fenster des zweiten Stockes stieß. In diesem Schuppen wurden sämtliche Holzvorräthe, Fässer, Bohnenstangen, Obstbaumstützen, Reisig und Scheitholz aufbewahrt. Dort aber war auch fast zugleich mit dem Brand im Innern des Hauses das Feuer ausgebrochen. Von dort aus drohete dem Juchem Bogeler auch die nächste Gefahr. Schon war ein Theil des Daches, das zum Glück aus Schiefern bestand, durchbrochen, und dichte Rauchwolken drängten bis an die Fenster heran. Noch einige Minuten durften vergehen, dann schlugen die hellen Feuerflammen zu Juchems Zimmer hinein, und Juchem war verloren.

Es vereinigten sich darum auf diesen Punkt alle Kräfte der Löschmannschaft, indem man versuchte, theils die Feuerbrände aus dem Schuppen herauszureißen, theils das ganze Gebäude zum Sturz zu bringen. Aber man hatte bis jetzt, ohne genügendes Wasser, das dem Brande Einhalt that, obwohl die Spritze vortrefflich war, wenig erreicht. Bis jedoch das Wasser aus der Meerlins kam, war es vielleicht zu spät. Es konnte sogar bereits unten, ohne daß man es wußte, die Seitenwand des Hauses durchgebrannt sein, und wenn diese zum Sturze kam, stürzte Juchem Bogeler unvermeidlich mit in das wüthende Feuermeer.

Der Mann rüttelte wie ein Rasender an den Fenstergittern, aber wenn auch dieselben nicht mehr so sehr fest saßen, sie widerstanden selbst der Riesensauft des Bogeler.

„Schafft mir eine Art oder ein Brecheisen!“ brüllte der

fast verzweifelnde Suchem. „Ich werde mir dann schon einen Weg bahnen. Habt Ihr denn gar kein Erbarmen in der Brust und wollt mich vor Euren Augen in schrecklichster Weise umkommen lassen?“

Man hatte schon alles Mögliche versucht, um dem Unglücklichen wenigstens ein Werkzeug zu verschaffen, womit er das Eisengitter durchbrechen könne, aber die Stangen, die man hatte, reichten nicht in diese Höhe, zumal man wegen des brennenden Schuppens nicht heran konnte. Auch Versuche, durch Schleudern eine Art in die Hand Bogelers zu bringen, waren mißlungen.

Es weinten viele Frauen in der furchtbaren Angst, in der man wegen des Mannes war. Der kleine Klas, der mehr an seinem Jugendfreund hing, als derselbe es verdiente, rang verzweifelnd die Hände und ließ ein Stoßgebet nach dem andern zum Himmel emporsteigen.

Siehe, da sah man plötzlich einen Mann sich auf den Thorbogen schwingen, durch den man in den Hof gelangte, und von da nach einem Nebengeländer hinüber klettern, das an der ganzen Seitenwand des Hauses sich weit über den Schuppen bis in die Nähe der Fenster im Schlafzimmer Suchems hinzog.

Die Neben sammt den Latten, mit denen sie an der Wand befestigt waren, boten einen gewissen Halt, wenigstens für die Hand des Mannes, während er mit seinen Füßen über das heiße Dach des Schuppens hinschritt. Es war ein lebensgefährlicher Weg, an den bis jetzt noch Nie-

mand nur den Muth gehabt hatte, zu denken. Nur der junge Seebach hatte ihn zu machen gewagt, hingerissen durch die begeisternde Anregung, die ihm der Muth seiner Frau gegeben hatte, und durch die furchtbare Gefahr, in der sein Pflegevater und Wohlthäter schwebte.

„Wer ist es?“ fragte man neugierig in der Menge. „Ist es wirklich der Kaufmann Seebach? Der Brandstifter? Was hat derselbe, daß er mit eigener Lebensgefahr das Leben des Zuchem Bogeler zu retten sucht?“

Man verfolgte mit athemloser Spannung jeden Schritt, den der kühne Retter über den schwankenden Boden that, unter dem ein Feuermeer gähnte.

Aber in noch ganz anderer Aufregung war die treue Gattin des Mannes, die Frau Seebach, die seinen Entschluß nicht zu durchkreuzen gewagt hatte, die aber, auf die Schulter des kleinen Klas gelehnt, in der kurzen Zeit, als das Rettungswerk währte, die schrecklichsten Augenblicke erlebte, die ein Mensch erleben kann, ohne zu sterben oder wenigstens ohnmächtig zu werden.

In dem Zimmer Zuchem Bogelers war es auch still geworden, aber nicht etwa, daß der Unglückliche von seinem nahenden Retter wußte. Er lag auf den Knien und betete.

Sein trotziger Sinn war im Angesichte der entsetzlich drohenden Gefahr und im Gefühl seiner gänzlichen Hilflosigkeit völlig zusammengebrochen. Sein gänzlich verwildertes Gemüth wurde von reinen und frommen Gefühlen ergriffen und schrie nach Gott und Gottes Hilfe.

Wohl war Zuchem Bogeler sonst auch sanfter Regungen fähig gewesen, zumal wenn er an seine Braut erinnert wurde, aber eine echte Reue war noch niemals über sein stolzes Herz gekommen. Jetzt ergriff ihn bitterer Schmerz über sein ganzes bisheriges Leben und seine Auflehnung gegen Gott und die Menschen.

„Herr, gehe nicht mit mir in's Gericht und laß mich nicht in meinen Sünden dahinfahren“, betete er, dann aber, sich in Gedanken unter Gottes gewaltige Hand demüthigend, sprach er: „Herr, dein Wille geschehe! Ich füge mich, wie du willst. Ich weiß, wenn du mich retten willst, kannst du jetzt noch einen Engel senden, der mich aus der Hand des Todes heraus reißt.“

„Onkel Zuchem!“ rief es ganz nahe an dem offenen Fenster. „Onkel Zuchem“ pflegte Karl Seebach seinen Pflegevater schon von Kind auf zu nennen.

„Hier habt Ihr eine Art und ein Brecheisen, und nun laffet uns an's Werk gehen. Es ist fürwahr keine Zeit zu verlieren.“

„Du bist es, Karl“, rief freudig überrascht der alte Bogeler. „Dich sendet Gott. Nun, Gott vergelte Dir es, daß Du mich in meiner Noth nicht verlassen hast. Ich werde Dir es niemals vergessen.“

Jetzt aber, wo die Riesenkraft des Alten mit den nöthigen Werkzeugen bewaffnet war, und wo der jüngere und geschmeidigere Gehilfe ihm zur Seite stand, war in etlichen Minuten das hindernde Gitterwerk beseitigt.

Zugleich war man unten im Hofe nicht müßig geblieben. Denn als das Wasser von der „Meerlins“ ankam, wandte man die ganze Wucht der Spritze auf das Feuer des Schuppens. Dabei gelang es, dieses ganze leichte Gebäude niederzureißen, während sich der gewandte Seebach, der dadurch seinen Halt auf dem Dache verlor, auf das Fensterbrett schwang.

Noch einige hange Minuten vergingen, dann aber waren die Trümmer des Schuppens so weit beseitigt, daß man eine Leiter anstellen konnte, und noch einige Minuten, dann standen Retter und Geretteter vor aller Gefahr gesichert unten im Hofe.

Während den Suchem Bogeler seine Nachbarn und Bekannten über seine Rettung beglückwünschten und derselbe sich viel herzlicher und freundlicher zeigte, als er sonst je gethan hatte, legte sich eine schwere Hand auf die Schulter des jungen Seebach. Ein Gensdarm stand hinter ihm. „Herr Karl Seebach, Sie sind mein Gefangener wegen doppelter Brandstiftung und eines Mordanschlags“, sagte er.

Seebach wollte anfangs auffahren über solche Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit; dann aber erfaßte ihn, der eben noch dem Feuer gegenüber die größte Kühnheit gezeigt hatte, wieder die alte Zaghaftigkeit. Als der Gensdarm ihn fortführen wollte, ließ er es geschehen und warf nur noch einen Blick voll schmerzlichen Wehes auf seine Frau, die durch die Spannung der letzten Minuten halb ohnmächtig geworden war.

Die Gefahr jedoch, in der ihr Gatte schwebte, brachte die Frau rascher, als alle anderen Mittel es vermocht hätten, wieder zu sich.

Zwischen ihren Gatten und den Gensdarm dann hintretend, sagte sie zu dem Letzteren: „Wenn Sie meinen Mann in's Gefängniß schleppen wollen, müssen Sie auch mich und unsre Kinder mitnehmen, denn wir sind in den letzten Stunden zusammen gewesen und sind dann ebenso schuldig, wie er. Aber können Sie wirklich glauben, daß Jemand, wenn er solchen Verbrechens schuldig wäre, die Thorheit begehen könne, nach seiner That auf den Brandplatz zu kommen, um mit Aufopferung seines eignen Lebens das bedrohte Leben des Andern zu erretten?“

Der Eindruck, den die Worte der hocherregten Frau auf den Gensdarmen machten, war ersichtlich. Er murmelte nur Etwas von „Pflicht.“

Da aber trat Juchem Bogeler vor, der erst jetzt den Vorgang wahrnahm. Er hatte sich wieder vollständig erholt und rief mit seiner gewaltigen Stimme: „Ich dulde nicht, daß Jemand die Hand an den Karl Seebach legt. Ich trete ein als Bürge für ihn mit meinem ganzen Vermögen. An mich soll sich das Gericht halten. Wenn Jemand anzuklagen hat, so bin ich es, aber den Karl Seebach klage ich wahrhaftig nicht an. Er ist kein Verbrecher. Er ist der bravste und beste Mensch weit und breit und nur unglücklich durch mich, den er dafür aus dem Feuer gezogen hat. Ich habe jetzt die schwere Pflicht, an ihm

gut zu machen, was ich an ihm verbrochen habe, und wer weiß, ob ich es je wieder gut machen kann.“

Er drückte warm und dankbar dem jungen Seebach die Hand und umarmte und küßte ihn vor allem Volk.

Der Gensdarm gerieth in peinliche Verlegenheit. Er wußte nicht, was er thun sollte. Er sah sich, wie hilfesuchend, bei der dastehenden Menge um.

Vorher hatten sie Alle laut den Seebach als Brandstifter bezeichnet und ihn verwünscht, jetzt schwieg Jeder.

Da fielen die Augen des Gensdarmen auf den jungen Fuchem, der sich zu verbergen bemüht war. Ihn an dem Arm hervorziehend, sagte er: „Sie haben vorzüglich den Kaufmann Seebach angeklagt und haben ihn auch vor Gericht als Brandstifter bezeichnet.“

Jung-Fuchem wurde bald blaß, bald roth vor Angst und Verlegenheit. Er verwünschte im Stillen, daß er nicht längst von dem Unglücksort geflohen war. Aber das war nun zu spät. Er mußte Rede stehen. Mit seiner gewöhnlichen Schlaubheit suchte er sich so gut wie möglich durchzuhelfen.

„Ich habe Nichts gesagt“, antwortete er dem Gensdarmen, „als daß der Kaufmann Seebach im Verdacht der Brandstiftung stünde, und daß ich ihn selbst an dem Abend, wo sein Haus abbrannte, gesehen und gesprochen habe. Er wird es wohl auch selbst nicht leugnen, daß er da war. Und ist er nicht heute wieder hier, als der andere Brand entstanden ist? Und hat sonst Jemand ein Interesse, die

Häuser des Juchem Bogeler abzubrennen, als der, der von ihm auf das Schwerste geschädigt und zum Bankerott hingetrieben worden ist?“

Juchems Rede konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Man sah, wie der Verdacht, der schon im Schwinden war, bei den Meisten wieder aufstieg.

„Lasset mich auch einmal reden“, rief da der kleine Kaspar Klas, sich hervordrängend. „Ich glaube, ich kann die beste Auskunft geben.

„Du fragst“, sagte er, sich zu dem jungen Juchem wendend, „wer das meiste Interesse daran hatte, daß das Haus und der Kaufladen des Seebach abbrannte, das will ich Dir sagen, das bist Du. Du gehst schon lange mit dem Plane um, hier Kaufmann zu werden und suchtest deswegen den andern zu ruiniren und hattest keine ruhige Stunde, bis selbst das Haus und der Laden Deines Nebenbuhlers vom Erdboden verschwunden war. Soll ich sagen, wer das Seebachische Haus angezündet hat? Das bist Du, Du ganz allein. Kennst Du etwa dieses messingene Schwefelholzbüchsen und diesen angebrannten Schwefelfaden, den ich auf dem Brandplatz gefunden habe, und soll ich Dir die Mauer zeigen, wo Du in die Höhe geklettert bist und das Versteck, wo Du den Schwefelfaden angezündet hast?“

Jung-Juchem war völlig niedergedonnert und fast seiner Sinne nicht mehr mächtig. Bei jedem neuen Satze des kleinen Mannes bückte er sich, als empfing er einen neuen Schlag. Seine Zähne klapperten wie im Fieberfrost. Er

gewann in hohem Grade das Aussehen eines ertappten Verbrechers, daß der Gensdarm unwillkürlich den Kaufmann Seebach losließ und den jungen Juchem faßte.

Aber Kaspar Klas war noch nicht fertig.

„Du bist aber nicht bloß ein Brandstifter, Du bist auch ein Mörder. Sage einmal, wer ist es gewesen, der heute Abend zwischen Licht und Dunkel sich verkleidet in die Hofraithe seines Dnkels eingeschlichen hat? Hast Du dabei nicht die Rolle Deines eigenen Dnkels zu spielen gesucht, von dem Du wohl die Gestalt und das Aussehen, aber nicht das Herz geerbt hast? Betrachtet ihn nur einmal näher. Er steckt noch in der Verkleidung. Ist das nicht dieselbe Suppe und Müze, wie sie sein Dntel zu tragen pflegt? Und wenn er die graue Perücke, die er auf seinem Kopfe hatte, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, nicht weggeworfen hat, so muß sie sich noch in seiner Tasche finden.“

Einer der Umstehenden, der augenblicklich dem völlig Widerstandlosen die Taschen untersuchte, zog sie triumphirend heraus. „Der Schurke“, fuhr Kaspar Klas fort, hat so getreulich den Gang und die Mienen seines Dnkels nachgemacht, daß er mich fast täuschte, obwohl ich ihn aus seinem Hause hatte heraus schleichen sehen.

Daß er nichts Gutes vorhabe, dachte ich mir gleich. Wenn ich aber geahnt hätte, daß er mit einem Mordplane umging, hätte ich Lärm gemacht. So legte ich mich nur auf das Beobachten, indem ich fortwährend das Haus umging.

Der Mörder muß nun so lange, bis sein Onkel schlafen gegangen war, sich irgendwo versteckt gehalten haben, und dann dessen Thüre verschlossen und zuletzt das Haus und den Schuppen angezündet haben. Den Brand entdeckte ich sofort und blies Alarm. Der Mord wäre beinahe dem Schandbuben gelungen.

„Es ist nicht wahr, daß ich das Haus und den Schuppen angezündet habe“, sagte hier plötzlich Jung-Zuchem, in dessen Verbrechergesicht immer mehr die angeborene Lücke hervortrat. „Das hat mein Bruder Hanjost gethan.“

„Dann muß er sich eingeschlichen haben, während ich auf der anderen Seite war, erwiderte Kaspar Klas.“ „An zwei Mordbrenner habe ich nicht gedacht.“

„Es ist auch vor der Hand genug an dem Einen“, sagte der Gensdarm, während er sich die Perücke und das messingene Schwefelholzbüchsen geben ließ. „Ich hatte doch einen glücklichen Griff gethan, als ich den gerade faßte. Von des Herrn Kaufmann Seebachs Verhaftung kann nunmehr keine Rede mehr sein, da dieser hier so gut wie eingestanden hat. Aber ihn will ich mir nicht entgehen lassen.“

Er legte dem jungen Zuchem Handschellen an und stieß ihn vorwärts, um ihn zur Amtsstadt abzuführen.

„Ueber den Brand werdet Ihr ja rasch Herr werden. Denn es ist windstill und Hilfsmannschaft genug da“, sagte er noch im Abgehen.

Die Menge aber staunte noch lange dem als Mord-

brenner verhafteten Suchem nach. Die Ereignisse drängten so rasch, daß sich Einzelne fast nicht hinein zu finden wußten.

Der kleine Klas wurde fast mit abergläubischer Furcht angesehen, daß er genau wußte, wovon sonst Niemand eine Ahnung hatte.

„Das hat er Alles im Mondspiegel gelesen“, hieß es.

Der Suchem Bogeler aber drückte dem kleinen Klas warm die Hand und sagte: Ich danke Dir, alter Freund, für dein herzhaftes und rechtzeitiges Einschreiten. An Dir habe ich mich auch viel versündigt und muß viel gut machen, wenn mir Gott die Kraft dazu gibt.“

Die Frau Seebach umarmte dagegen in heller Freude ihren ihr doppelt und dreifach wiedergeschenkten Mann und sprach: „Du siehst, Carl, wer getrost und demüthig auf den Herrn vertraut, den läßt er nicht zu Schanden werden.“

Schluß.

VI.

Es ist nur noch wenig zu erzählen und fast Nichts, was sich nicht der Leser selbst denken könnte.

Um mit den Hanjosten zu beginnen, so endete diese Familie wie die gemeinste Verbrecherfamilie, obwohl sie nach ihrem Ansehen und ihrem Reichthum eine der ersten Familien im Dorfe bleiben mußte.

Ihr Unglück war die unersättliche, ewig rechnende Habsucht, die unversöhnliche Feindschaft und der schelfsüchtigste

Neid, die überhaupt die Hauptschäden unseres Dorflebens bilden und dasselbe immer mehr vergiften und herabwürdigen, so daß oft dort, wo ein Paradies auf Erden sein könnte, die Hölle wohnt.

Bei ihren Berathungen und Berechnungen hatten die Hanjoste das wachende Auge Gottes vergessen. Klug war ja ihr Plan gewesen, denn wenn der Zuchem Bogler umkam, waren sie die Erben des reichen Besizes, und der junge Seebach, selbst dann wenn er entkam, trug den ganzen Verdacht der Schandthat.

Aber Gott ist gerecht und gleicht oft schon hier in der Weise aus, daß, wer Andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt.

Lange hatten die Hanjoste ihr verbrecherisches Treiben straflos fortgesetzt, doch endlich brach das Gericht unvermuthet und schrecklich über sie herein.

Die beiden Brüder wurden zu längerer Zuchthausstrafe verurtheilt wegen wiederholter Brandstiftung und wegen Mordversuchs. Ihr Vermögen, woran ihr Herz gehangen hatte, wurde eingezogen und größtentheils für Prozeßkosten und Entschädigungen verwandt. Für die zurückgelassene Frau und die Kinder Hanjosts blieb noch sehr wenig übrig, und es wären dieselben ganz verkommen, wenn sie nicht von Zuchem Bogeler unterstützt worden wären.

Da aus dem Gelde der Brüder das Haus Seebachs wiederhergestellt und alle Waarenvorräthe desselben wieder gekauft werden mußten und ebenso die Gebäulichkeiten Zuchem

Bogelers aufgebaut wurden, da die Versicherungsgesellschaften ungeheuerere Entschädigungskosten verlangten nebst Zinsen und Zinseszinsen, und da auch der Prozeß nicht in der sparsamsten Weise geführt wurde, konnte selbst ein großes Vermögen zusammenschmelzen.

Der Onkel der Hanjoste bekam eine Gefängnißstrafe von einem halben Jahr wegen Theilnahme an Einer der Brandstiftungen, während Sophie, der keine thatsächliche Betheligung nachzuweisen war, allein frei ausging.

Als der Onkel entlassen war, nahm ihn die Sophie in die Kost.

Sie bereitete sich dadurch eine besondere Freude, indem sie den immer hungrigen, eßgierigen Menschen dadurch quälte, daß sie ihm nur möglichst kleine Portionen gab, aber dagegen jedesmal noch einen wahren Ueberfluß vom Tische abtrug, um, wie sie sagte, am nächsten Tag die Reste zu verzehren. Der sonst ziemlich einfältige Onkel wurde aber durch den fortwährenden Hunger so gereizt, daß er eines Tages, da sein Lieblingsgericht „Klöse“ ihm entgegendampfte und er nur Einen Kloss bekommen sollte, die Sophie an ihren Stuhl fest band und sich dann über die Klöse hermachte.

Die Folge seiner damaligen Unmäßigkeit war der Tod. Sophie aber folgte in nicht allzu langer Zeit ihrem Onkel auf den Kirchhof. Ihre innerliche Bosheit, die sie nirgends mehr auslassen konnte, zehrte sie auf.

Ihr Erbe fiel den beiden Brüdern anheim, die damit,

nachdem sie aus dem Zuchthaus entlassen waren, nach Amerika auswanderten.

Mit Zuchem Bogeler ging seit der Brandnacht eine gänzliche Veränderung vor. Wenn auch wohl hier und da früher einzelne Anzeichen gewesen waren, daß der Grund seines Herzens weicher war, als er sich der Welt zeigte, so trat doch erst seit jenen Stunden der Gefahr, wo er sich vor Gott und den Menschen gedemüthigt hatte, ein völliger Bruch mit seinem früheren Wesen ein. Zugleich bekam er an seinem alten Freunde, dem kleinen Klas, mit dem die Jugendfreundschaft bald in aller Kraft wieder auflebte, einen trefflichen Lehrmeister.

Der Brand in jener Nacht war schneller, als man dachte, gelöscht. Durch die rasche Hilfe hatte er nicht die beabsichtigte Ausdehnung gewonnen.

Zuchem Bogeler hätte in derselben Nacht noch in seinem Zimmer schlafen können; aber er war zum Schlaf zu aufgereggt, und sein Zimmer war ihm für immer verhaßt geworden.

Als die Leute sich wieder verlaufen hatten und nur eine Wache bei dem verglimmenden Feuer zurückgeblieben war, saßen den Rest der Nacht Zuchem Bogeler und sein Kaspar Klas in tiefen Gesprächen unten an der Meerlins, bis die aufgehende Sonne ihre ergrauten Häupter beschien.

Kaspar Klas sagte unter Anderem: „Auch dem Wasser der Meerlins hast Du deine Rettung zu verdanken, Zuchem.“

„Das Wasser der Meerlins“, erwiderte Zuchem mit einem Anflug der alten Bitterkeit, „ist schuld an dem Unglück meines Lebens.“

„Nicht das Wasser der Meerlins“, sagte Kaspar, sondern dein Stolz und dein Troß sind schuld. Kann das Wasser dafür, daß du stets allein und vereinsamt im Leben dage-

standen bist, und daß Du Alles, was Dich liebte, in grausamer Härte und Bitterkeit von Dir gestoßen hast? Es war eine schwere Zeit für Dich, als Julie Seebach jenen schrecklichen Tod suchte und damit deine schönste Lebenshoffnung begrub, aber mußttest Du deßhalb vierzig Jahre in der Trockecke stehen? Ich sage nicht, daß Du deine Braut vergessen solltest, aber Du brauchtest auch gewiß nicht wegen ihr so lange Zeit mit Gott mit den Menschen und mit Deinem Herzen in Unfrieden zu leben und zu hadern. Wenn Du Dich in Gottes Willen demüthig gefügt und den Kampf der Entsagung gekämpft hättest und hättest dein Herz aufgethan gegenüber der leidenden Menschheit, statt es immer mehr zu verschließen, was hätte aus Dir bei deiner Kraft und deinen Gaben werden und welchen Segen hättest Du in der Welt stiften können! Aber statt dessen hast Du dein Pfund vergraben und Unglück auf Unglück gehäuft und siehst fast am Ende deiner Laufbahn auf ein verödetes Dasein zurück.

Zuchem! sage aber nur nicht, daß Jemand Anders schuld daran wäre, sondern klage Dich selbst an. Ihr habt Beide gefehlt, die Julie in ihrer Mengstlichkeit und Schwäche, und Du in deiner Verbitterung. Es heißt: muthig im Leide, aber auch demüthig. Dir hat die Demuth und die Ergebung gefehlt. Aber wir wollen muthig Gott vertrauen, daß Du nun auf dem rechten Weg bleibst, nachdem Du einen so schönen Anfang gemacht hast.

Die helle Morgensonne schien, als der kleine Kaspar Klas seine Rede beendete. Aber ein heller Morgen schien auch für Zuchem Bogeler angebrochen zu sein nach langer dunkler Nacht.

Sein so lange vereinsamtes Herz erschloß sich immer mehr in Liebe der Menschheit und zeigte sich in der ganzen Fülle seines Reichthums, nachdem einmal die äußere rauhe

Schale gesprengt war. Er fühlte eine Freude und einen Frieden in sich, den er nicht für möglich gehalten hätte.

Selbst seiner früheren Feinde gedachte er in seiner erwachten Liebe. Er war es vorzüglich, der für die hinterlassene Familie Hanjosts sorgte. Auch ließ er das verödete Grab seiner Schwester herstellen und einen einfachen Grabstein darauf setzen.

Am wohlsten freilich fühlte sich Zuchem Bogeler in dem neuen Hause des jungen Seebach, wo er Mann und Frau vollständig als seine Kinder betrachtete und behandelte und deren Kinder als seine Enkel.

Es war aber auch ein Haus, wo man sich wohl fühlen mußte, nicht sowohl wegen seines Reichthums und Wohlstandes, der sich jedes Jahr erweiterte, sondern wegen des Geistes des Friedens und rechter Freude, der dort wohnte. Es waltete dort ein im Kampfe des Lebens geprüftes Ehepaar in aller Weisheit und Gottesfurcht, und treffliche und fröhlich gedeihende Kinder wuchsen heran in rechter Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Die beiden Alten, die man fast unzertrennlich nennen konnte, waren die täglichen Gäste und Hausgenossen.

Zuchem Bogeler neckte jetzt öfters den kleinen Kaspar Klas mit seinem „Mondspiegel“ und seiner „Sternenschrift.“

„Aber“, sagte der kleine Klas sich vertheidigend, „es stehen schöne Sprüche in den Sternen geschrieben.“

„Ja“, sagte, ernst werdend, Zuchem Bogeler, besonders der: Im Leide muthig und dem üthig, worauf der junge Seebach verbesserte: Im Leide demüthig und muthig.

